P. Sparmberg
Diss. Marburg
1918.

Zur Geschichte der Fabel

in der

mittelhochdeutschen Spruchdichtung.

Inaugural-Dissertation

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Marburg

vorgelegt von

Paul Sparmberg

aus Gera-Reuß.

Marburg i. H.

R. Friedrich's Universitätsbuchdruckerei (Inh.: Karl Gleiser)

1918.

Von der Fakultät als Dissertation angenommen
am 14. Juli 1914.
Berichterstatter: Herr Geheimrat Prof. Dr. Vogt.

Meinen Eltern

zum Gedächtnis!

Inhaltsübersicht.

Seite

Literaturverzeichnis.

Vorwort 1

Einleitung 5

1. Kapitel: Die Fabel bei den Spruchdichtern des 12. und 13. Jahrhunderts 7

1. Herger 7

2. Spervogel 15

3. Walther v. d. Vogelweide 17

4. Bruder Wernher 19

5. Reinmar v. Zweter 20

6. Marner 25

7. Süßkind 30

8. Rumezland 31

9. Stolle 36

10. Konrad v. Würzburg 39

11. Kanzler 46

12. Anonymus 48

13. Kelin 49

14. Meister Zilies v. Seine 49

15. Meißner 50

16. Goldener 52

17. Frauenlob 53

18. Biterolf 53

2. Kapitel: Heinrich v. Mügeln 56

3. Kapitel: Anonyme Fabeln in späteren Meisterliederhss. . 76

4. Kapitel: Zusammenfassung 93

Anhang (Texte) 102

Literaturverzeichnis.

Brock, Jos., Hygins Fabeln in der deutschen Literatur. München 1913.

Cholevius, C. L., Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Leipzig 1. Teil 1854, 2. Teil 1856.

Dähnhardt, O., Natursagen. Leipzig 1907 ff. (bisher 4 Bd.).

Diestel, G., Bausteine zur Geschichte der deutschen Fabel. Dresden 1871. (Progr. Vitzt. Gymn.).

Ewert, M., Über die Fabel: der Rabe und der Fuchs. Rost. Diss. Berl. 1893.

Fuchs, M., Die Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt. Berl. Diss. 1886.

Görres, Jos., Altteutsche Volks- und Meisterlieder. Frf. 1817.

Gorski, K., Die Fabel vom Löwenanteil. Berl. Diss. 1888.

Grimm, J., Sendschreiben an K. Lachmann. Leipz. 1840.

— Reinhart Fuchs. Berl. 1834.

— Über den altdeutschen Meistergesang. Göttingen 1811.

— Wilh., Tierfabeln bei den Meistersingern. Kl. Schr. IV, 366 ff.

— Die Sage von Polyphem. Kl. Schr. IV, 428 ff.

Hackmann, Oskar, Die Polyphemsage in der Volksüberlieferung. Helsingfors 1904.

Hall, H. M., Idylls of Fishermen. New-York 1912.

Herlet, B., Beiträge zur Geschichte der äsopischen Fabel im Mittelalter. Bamberg. Gymn. Progr. 1892.

Hervieux, L., Les fabulistes latins etc. 2. Aufl. Paris 1893 ff.

Keinz, Fr., Aus der Augsburger Meistersingerschule. SB der Münchn. Ak. 1893 I, 153 ff.

Kleukens, C. H., Das Buch der Fabeln. Zusammengestellt von C. H. Kl., eingeleitet von Otto Crusius. Leipz. [1913].

Lütcke, H., Studien zur Philosophie der Meistersänger. Berl. 1911. (Palaestra 107).

Martin, E., Die Meistersinger in Straßburg. Straßb. 1882.
— Zur Geschichte der Tiersage im Mittelalter. Prager deutsche Stud. VIII (1908) S. 273 ff.
Nagel, W., Studien zur Geschichte der Meistersänger. (Musikal. Magazin Heft 27). Langensalza 1909.
Plate, Die Kunstausdrücke der Meistersinger. Straßburger Stud. III (Straßb. 1888) S. 147—237.
Plessow, M., Geschichte der Fabeldichtung in England usw. Berl. 1906. (Palaestra 52).
Prantl, C, Einige Reste des Thierepos usw. Philologus VII (1852) S. 61 ff.
Röcklinger, E., Studien zur Tierfabel von H. Sachs. Münch. Diss. 1909.
Rodenwaldt, Rich., Die Fabel in der deutschen Spruchdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. Berl. 1885. (Beilage zum Programm der Viktoriaschule).
Scherer, W., Deutsche Studien I. II. 2. Aufl. Prag, Wien, Leipz. 1891.
Silcher, G., Tierfabel, Tiermärchen, Tierepos. Reutlingen 1905. (Progr. Nr. 721).
Thiele, G., Vorliterar. Fabel der Griechen. Neue Jahrb. XXI (1908). S. 377 ff.
— Die antike Tierfabel. Die Geisteswissenschaften I (1913/14) S. 433 ff.
Voretzsch, C., Der Reinhart Fuchs Heinrichs des Glichezâre und der Roman de Renart. Zeitschr. f. rom. Phil. XV (1891) S. 124 ff. XVI (1892) S. 1 ff.
Wünsche, Aug., Die Pflanzenfabel in der Weltliteratur. Lpz.-Wien 1905.

Die benutzten Ausgaben und weitere Einzelliteratur sind in der Arbeit an Ort und Stelle genau angegeben, so daß eine besondere Aufführung im Lit.-Verz. unnötig erscheint.

Vorwort.

Die nachfolgende Arbeit ist erwachsen aus einer Staatsexamensaufgabe, die mir auf meine Bitte, ein Thema aus dem Gebiete der deutschen Fabel behandeln zu dürfen, Herr Geheimrat Vogt stellte mit dem Titel: die Fabel in der mhd. Spruchdichtung. Das war ungefähr im November 1910; etwa ein Jahr später, nach bestandenem Staatsexamen, hab ich angefangen, das Thema in erweiterter Form zu bearbeiten: es sollte eine Geschichte der Fabel in der deutschen Spruchdichtung werden, bis zum Erscheinen von Steinhöwels „Esop". Was ich heute vorlegen kann, ist nur ein Teil, wenn auch ein wesentlicher, der ursprünglich geplanten Arbeit. Länger als mir lieb und dem Opus zuträglich war, zog sich die Vollendung dieser Fabelstudien hinaus; durch den Schuldienst und andere wissenschaftliche Arbeiten war ich zeitweilig stark in Anspruch genommen. Immer stärker machte sich zudem der Mangel an den notwendigen Hilfsmitteln bemerkbar; er ist es in erster Linie, der mich veranlaßte, von meinem ursprünglichen Thema abzugehen, um endlich wenigstens zu einem gewissen Abschluß zu kommen. So verzichtete ich darauf, noch mehr Meisterliederhandschriften auf Fabeln hin durchzusehen und schied weiterhin die Besprechung der Fabeln Michael Beheims aus; deren Behandlung, die ich ZfdPh 45 (1913) S. 65 in Aussicht stellte, und die Ergänzung meiner Arbeit nach der anderen, eben berührten Seite hin, muß ich mir für spätere Zeiten vorbehalten.

Wenig angenehm ist es, durch die Ankündigung wichtiger Ausgaben, wie der Heinrichs von Mügeln und Michael Beheims, dauernd in gewisser Sorge erhalten zu werden. So erfreulich es gewesen wäre, besonders für Mügeln, eine feste Textgrundlage zu bekommen, so war doch andererseits nicht die Befürchtung ungerechtfertigt, es möchte im Anschluß an eine neue Ausgabe von einem anderen meine bisherige Arbeit überflüssig gemacht werden; so hätt ich dann wie der jüngere Spervogel sagen müssen: *„ich bin ein wegemüeder man, nu vert mir einer vor, der rennet swenne ich drabe.“* Auch von einer anderen Seite drohte Gefahr, wie mir die Bemerkung von O. Crusius (Kleukens Buch der Fabeln S. LXII) zeigte. So wird man es mir nicht verdenken, wenn ich schließlich davon Abstand nahm, ein vollständiges Bild der Fabel zu entwerfen, und lieber selbst für den Augenblick ein Stück meiner Arbeit preisgebe, um nicht durch andere sie ganz einzubüßen.

Auffällig erscheint vielleicht die Beschränkung auf die Fabel in der Spruchdichtung; sie wird indes durch die Arbeit selbst gerechtfertigt, die zeigt, wie gering die Beziehungen zwischen Reimpaar- und Spruchdichtung sind. Die scharfe Trennung der beiden Dichtungsgattungen ist also eine völlig zwanglose; sie wurde aber auch von Anfang an durch den Mangel an Vorarbeiten dringend gefordert. In der Spruchdichtung lag außer Rodenwaldts ergänzungsbedürftiger Untersuchung kaum etwas vor; in der Reimpaardichtung sind bisher nur die Fabelkorpora (Boner, Magdeburger, Wolfenbüttler, Mitteldeutscher Aesop) auf die Quellen hin untersucht worden; dagegen ist meines Wissens für die sehr zahlreichen und weit zerstreuten Einzelfabeln bisher so gut wie nichts getan worden. Erst wenn auch hier einmal systematisch gesammelt und das Material durchgearbeitet ist, wird es möglich sein, an die Lösung der endlichen Aufgabe, an eine Geschichte der deutschen Fabel im Mittelalter, heranzugehen. Für England, dessen Fabelmaterial im Vergleich zu dem Deutschlands dürftig erscheint, bietet Plessow (Palaestra LII) eine

solche Geschichte der Fabel; allerdings, was das Stoffgeschichtliche angeht, befriedigt sie, wohl auch wegen des Mangels an Voruntersuchungen und Vorarbeiten, nicht immer ganz.

„Man mus", sagt Luther, *„zum guten gebew nicht allein werckstuck* (Quadersteine), *sondern auch fülle stein haben."* Wenn meine Arbeit als solcher ‚Füllstein' für die Errichtung des Baus einer Geschichte der Fabel im Mittelalter zu dienen würdig befunden werden sollte, wär ich zufrieden.

Herrn Geheimrat Vogt, der mir die Anregung zu dieser Arbeit gab, gebührt mein herzlichster Dank für den wohlwollenden Rat und das Interesse, mit denen er sie bessernd bis zum Abschluß geleitete. Für einige kleine Hinweise und Auskünfte bin ich meinen Freunden, den Herren Dr. Rau und Höpfner (gef. am 12. 4. 16) zu Danke verpflichtet. Durch Übersendung von Handschriften bezw. durch Anfertigung von Prismenphotographien unterstützten mich bereitwilligst die Stadtbibliothek in Trier, die Universitätsbibliothek zu Göttingen, die Kgl. Staatsbibliothek zu München und besonders die Großherzogl. Universitätsbibliothek zu Heidelberg, deren Liberalität gegenüber Handschriftenbenutzern ich im Juli 1912 auch an Ort und Stelle dankbar genoß.

Dies das Vorwort, das ich Sommer 1914 niederschrieb; inzwischen sind drei „Jahre der Verwüstung, des Raubs, des Elends dahingeflohn. In trüben Massen gäret noch die Welt, und keine Friedenshoffnung strahlt von fern". Das Schicksal meiner Dissertation hat mich immer bedrückt, bis ich mich in diesen Tagen entschloß, nach 15 Monaten wieder mal auf Urlaub, sie drucken zu lassen, in der Form, in der ich sie einst der Fakultät vorgelegt habe. Wie andere wissenschaftliche Pläne hat der Krieg mir auch diesen zu nichte gemacht, die Dissertation in dem im vorstehenden Vorwort erwähnten Sinne auszubauen.

Mein Plan fand den Beifall meines verehrten Lehrers, des Herrn Geheimrats Vogt, dem ich für die Überwachung des Druckes und andere Mühewaltung zum Besten meiner Arbeit den verbindlichsten Dank schuldig bin.

Es handelt sich letzten Endes für mich darum, von dem Ergebnis einstiger wissenschaftlicher Arbeit zu retten, was noch zu retten ist. Auch nach Friedensschluß, wenn ich ihn erlebe, wird es mir nicht gleich wieder möglich sein, wissenschaftlich weiter zu arbeiten; also heißt es für meine Arbeit: entweder möglichst bald oder vielleicht nie. Mag die Kritik entscheiden, was richtiger war, und Milde walten lassen, wenn sie die neueste Forschung nicht verwertet findet. $2^1/_2$ Jahre Krieg an der Front ertötet alle Wissenschaft!

Gera (Reuß), den 1. Juli 1917.

Sp.

Einleitung.

„Die Bemühungen, welche unsere Vorfahren seit einigen Jahrhunderten auf die Fabel gewandt haben, sind, meiner Meinung nach, eben nicht so geringe, daß sie nicht einige Aufmerksamkeit verdienten“. Mit diesem Satz eröffnete Gellert im Jahre 1746 die ‘Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln’, die er seinen eigenen ‘Fabeln und Erzählungen’ vorausschickte; er machte darin seine Leser auf die Fabeln Boners, dessen Namen er natürlich nicht kannte, und Hugos von Trimberg, besonders aber auf spätere deutsche Fabeldichter aufmerksam. Von den Fabeln bei den mhd. Spruchdichtern konnte Gellert nichts wissen, auf deren Nachfolger jedoch sah er mit der üblichen Verachtung herab: die Poesie jener späteren Zeiten schien ihm ‘ein Zeitvertreib der ungehirnten Meistersinger’. Auch in der Folgezeit hat die Fabelspruchdichtung hinter den Reimpaarfabeln zurückstehen müssen. Erst K. Goedeke bot im Jahre 1854 in seiner ‘deutschen Dichtung des Mittelalters’ (S. 627 ff.) einen Überblick über die Fabel in beiden Dichtungsarten. Den Spruchfabeln aus mhd. Zeit widmete dann W. Scherer 1870 in seinen ‘Deutschen Studien’ (2. Aufl. 1890, S. 49 ff.) seine besondere Aufmerksamkeit; er stellte sie in einer „fast erschöpfenden“ Liste zusammen, Menschen- und Tierfabel sondernd, ohne sich jedoch auf Quellenuntersuchungen einzulassen. Auf ihm und auf Goedeke fußte dann im wesent-

lichen R. Rodenwaldt, als er in der wissenschaftlichen Beilage zum Programm der Victoria-Schule (Berlin 1885) 'die Fabel in der deutschen Spruchdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts' behandelte, hauptsächlich bemüht, die Quellen festzustellen. Rodenwaldt konnte nur eine einzige Fabel, die in Scherers Liste fehlte, aus Goedeke nachtragen, übersah dagegen, trotz seiner unbegründeten Beschränkung auf die Tierfabel, seinerseits noch einige, auf die ungefähr gleichzeitig Roethe in seiner Einleitung zu Reinmar (Anm. 299) und Strauch in seiner sehr wohlwollenden Kritik (DLZ 1886, Sp. 223 f.) hinwiesen.

Wenn ich es nun unternehme, von neuem ein teilweise stark durchgearbeitetes Gebiet zu behandeln, so bestimmt mich dazu nicht so sehr die Überzeugung, trotz der Erweiterung der zeitlichen Grenze viel Neues zu sagen, als der Wunsch, durch eine zusammenfassende Behandlung, die auch alle Anspielungen sammelt, etwas beizutragen zur Geschichte der Fabel.

I. Kapitel.
Die Fabel bei den Spruchdichtern des 12. und 13. Jahrhunderts.

1. Herger (MF 25, 13—35,6).

Herger, der älteste deutsche Spruchdichter, ein obd. Fahrender etwa um 1170, ist auch der älteste deutsche Fabeldichter, denn von der vereinzelten Hirschherzfabel [1]) der Kaiserchronik (6854 ed. Schröder) darf man absehen. Bis zu Herger begegnen uns auf deutschem Boden nur einige wenige Fabeln in lateinischer Sprache, meist in engem Anschluß an antike Vorbilder (s. Vogt in Pauls Grdr. II², 1, 181), und nun treffen wir auf einen ganzen Zyklus von Tier- und Menschenfabeln, um Scherers Scheidung beizubehalten, in deutscher Sprache, dazu ohne Zusammenhang mit der antiken Fabelliteratur. Es sind nicht äsopische Motive, die Herger benutzt, sondern volkstümliche, „deutsch sagenhafte", wie Wackernagel (Kl. Schr. II, 302) sich ausdrückt, in ähnlicher Weise wie im Tierepos mit geistlich-satirischen Vorstellungen vereinigt. An dieser Meinung von den Quellen, die andeutend Scherer (D. St.² I, 50) und besonders Rodenwaldt (S. 9) vertreten, könnte man irr werden durch einen Blick in Schönbachs

1) S. Crusius a. a. O. XXXI ff. u. Anm. dazu.

ausführlichen Kommentar zu den Hergerstrophen (WSB B. 141, Abh. III); indes seine aus antiken Fabeln beigebrachten Parallelen zeigen sich bei genauer Nachprüfung als nicht zutreffend und erwecken leicht falsche Vorstellungen von der literarischen Bildung des Dichters.

Betrachten wir nun die Fabeln in der uns überlieferten Reihenfolge; zunächst die Tierfabeln.

MF 27, 13—19. (Ein törichter Mensch gewährte einem Wolf Nachtquartier im Schafstall. Der Wolf erwürgte die Schafe und wurde am nächsten Morgen gehängt, sein Geschlecht seitdem aber verfolgt.)

Den Sinn dieser Fabel hat Rodenwaldt richtig erkannt: es ist eine aitiologische und hätte als solche Aufnahme in Dähnhardts Natursagen verdient; die Ursache der ewigen Feindschaft zwischen Mensch und Wolf soll gezeigt werden. Schönbach vernachlässigt diesen Gedanken; er zitiert einige lateinische Fabeln bei Hervieux, die aber „die Fabel (Hergers) nicht erklären können" (Vogt MF p. 298). Dabei begeht aber Schönbach noch ein doppeltes Versehen, in der Auffassung und Erklärung der Zeile 19 „*daz man in des morgens hienc | und iemer mê sîn künne ane schrîet*". Dieser letzte Vers soll sich „auf die bekannte (späte) Fabel: de rustica et lupo" [folgen 7 Belegstellen aus Hervieux] beziehen. Es ist die Fabel 'de nutrice et infante': eine Mutter hat zornig über das immerwährende Weinen ihres Kindes die Drohung ausgestoßen, es dem Wolfe vorzuwerfen zum Fraße, wenn es wieder weine. Der Wolf hat dies mit angehört und lauert vergeblich vor der Türe, da das Kind ermüdet eingeschlafen ist. Hungrig zieht er ab, über die Bosheit der Weiber klagend. „Spät" scheint Schönbach diese Fabel nur zu nennen, weil ihm ihr äsopischer Ursprung entging: Fab. Aes. Halm nr. 275^{a-c}, Babrios 16, Avian 1. Er zitiert bloß die Avianparaphrasen, nicht Avian selbst. Dies das eine Versehen. Wie soll sich aber nun Zeile 19 auf diese Fabel beziehen? Eine weitere Parallele, die Schönbach beibringt, macht sein

Mißverstehen ganz klar: *„so man den wolf nennet, so er zu drenget“*; also das Terenzische 'lupus in fabula', oder um die heutige volkstümliche Umwandlung der Sentenz zu brauchen, das Sprichwort wie: *„Wenn man den Esel nennt, kommt er auch gleich gerennt“* soll zu Grunde liegen. Wie paßt dieser Gedanke in den Zusammenhang? Der Wolf ist zur Strafe für seine Missetat gehängt worden, sein Geschlecht aber drängt sich herzu, wenn sein Name genannt wird? Auch Rodenwaldt war sich über den Sinn der letzten 3 Zeilen (*dô begienc er in der stîge* usw.) nicht ganz klar und übersetzte halb falsch, halb richtig: *„Da gelangte er im Stalle dazu (da passierte es ihm im Stalle), daß man ihn des Morgens hing und nun fortwährend sein Geschlecht anschreit“*. Den Sinn der letzten Zeile lehren uns Uhlands Worte (Schr. III, 64) erkennen: „Er (der Wolf) wurde nicht, wie der Eber, bekämpft, sondern wo er sich blicken ließ mit Geschrei und Hundegebell, mit Knütteln und Stangen verfolgt“. So klagt der Wolf selbst:

„junck vnd alt lieffen mir nach
vnd schriren ale forn fur vnd nach“

(cod. pal. germ. 472, fol. 184ᵛ); oder Nicolaus de Bibera, Carm. satir. (ed. Fischer, Halle 1870) v. 1096 ff.; Reinh. Fuchs 464 (*der gebûr in* [den Fuchs] *vaste ane schrei.*)

Ohne der Volkssitte zu gedenken hat Rodenwaldt mit seiner Übersetzung das Richtige getroffen, verfehlt dagegen ist seine Auffassung des Wortes '*begienc*'. Die Bestrafung des Wolfes, die Verfolgung seiner Nachkommen läßt erwarten, daß vorher nicht von einem bloßen Erlebnis des Wolfes, der sich passiv dabei verhält, die Rede ist, sondern durch sein Handeln muß seine Strafe erklärt werden. '*Begienc*' wird also absolut gebraucht sein, genau in dem Sinne, in dem es mit Objekt in sehr ähnlichem Zusammenhang beim Stricker (Kleinere Gedichte ed. Hahn, VIII, 1 ff.) steht:

Ein blinder diep wart gevangen:
der hiete diu dinc begangen,
daz man in morgen wolde
ûf hâhen, als man solde.

Dem Dichter ist ja große Knappheit im Ausdruck eigentümlich, so daß die in v. 17 vorliegende Kürze nichts auffälliges hat. Immerhin könnte man daran denken, daß dem Dichter im Hinblick auf einen über den Wolf verbreiteten Glauben es unnötig erschien, auf die Taten des Wolfes im Schafstall, die an sich ja schon selbstverständlich sind, mehr Worte zu verwenden. In seinem „Buch der Natur" schreibt Konrad von Megenberg S. 147, 15 f. (ed. Pfeiffer, Stuttg. 1861): *„wenne der wolf in den schâfstal gêt, sô genüegt in niht an ainem schâf, daz er daz toet vnd den hunger vertreib, er erwürgt si alliu vnd zeucht si auf ainen haufen"*. Für die Verbreitung dieses Glaubens zeugen zwei von W. Grimm (Kl. Schr. IV, 415) aus Laßbergs Lds. 3, 429 und Schades 'Satiren und Pasquillen der Reformationszeit' (2. Ausg. Hannov. 1863, B. III, 11) beigebrachte Belege; dazu vgl. noch 'Brunellus' (ed. Voigt, Kl. Lat. Denkm. der Thiersage S. 83, v. 29 f., König vom Odenwald X, 27 f. (ed. Schröder.)[1])

Diese Fabel Hergers steht einstweilen noch, vielleicht aber für immer isoliert da; weder eine Quelle noch eine Variante hat sich bisher nachweisen lassen. Denn die Beziehungen zu der von Vogt herangezogenen lateinischen Fabel Odos (bei Voigt a. a. O. S. 119) müssen bei meiner Auffassung[2])

1) Angemerkt seien einige Belege für die nicht nur zur Straferschwerung bei Hinrichtung von Menschen durch den Strang angewendete Aufknüpfung von Wölfen und Hunden (Grimm Rechtsalt.[3] S. 685 f.): Eilhart 4382 ff., Er. Alberus 29,16 ff., J. Bertesius Schalksknecht I, 4 (C_2),

2) Anders liegt die Sache natürlich, wenn man, was Vogt für die richtigere Auffassung der Strophe hält, meint, „als aitiologische Fabel habe Herger die Strophe nicht erzählen wollen, sondern als Beleg für das, was auch die beiden folgenden Str. meinen, daß der Wolf seine Art nie verleugnen wird".

des Spruches als einer Aitiologie als recht lose erscheinen. Die Situation ist in beiden Fällen eine verschiedene, wenn auch gewisse Gleichheiten anzuerkennen sind, wie das törichte Vertrauen des Mannes in den Wolf, dessen Vertrauensbruch und Gehängtwerden. Dagegen ist von einer Aitiologie bei Odo nicht das Geringste zu finden; aber gerade diese scheint mir wesentlich an Hergers Fabel und zeigt, daß man die Quelle (hier im weitesten Sinne des Wortes) nicht auf literarischem Gebiete, sondern in den Volksüberlieferungen zu suchen hat. Deren Kenntnis und Ausnutzung für seine Sprüche dem Dichter ohne weiteres zuzutrauen, berechtigt uns die Stelle MF 26, 34; hier hat uns Herger den Rest eines primitiven Tiergesprächs aufbewahrt: „*Weistu wie der igel sprach? 'vil guot ist eigen gemach'*." Dieses sorglose Zitieren der Pointe, die erst durch von Bahders Hinweis Germ. 31, 98 recht verständlich wurde, beweist deutlich, daß es sich um dem Dichter und seinem Publikum ganz geläufige Dinge handelt. So gut, wie hier uns eine Fabel der Südslaven Aufklärung brachte, dürfen wir auch für eine der anderen Fabeln Hergers hoffen, sie durch Auffindung von Parallelen in den Volksüberlieferungen irgend eines Volkes von ihrer dem vollen Verständnis hinderlichen Isoliertheit befreit zu sehen.[1])

Die beiden nächst folgenden Fabeln MF 27, 20 und 27, 27 führen uns in eine andere Umgebung; zu der vorhergehenden haben sie nicht die geringste Beziehung,[2]) denn von der dort erklärten ewig bestehenden Feindschaft zwischen Mensch und Wolf ist hier nichts zu spüren. Vielmehr 27, 20 zeigt uns Mensch und Wolf beim Schachspiel, bei dem der letztere schlecht abschneidet, weil er beim Erscheinen eines Widders

1) Zu beachten ist auch, daß der Igel wie bei Herger oft in den Volkssagen als kluger Ratgeber erscheint; s. Dähnhardt NS, B. 1 u. 3 (Register). Dieselbe Wertschätzung eigenen Heims auch in aitiologischer äsop. Fabel (Nr. 154 H.) im Mund der Schildkröte, vgl. Dähnhardt NS II, 128 ff.

2) Doch vgl. Anm. S. 10.

seine natürliche Anlage nicht verleugnet. Die Pointe dieser Fabel findet sich öfters, aber immer in anderer Einkleidung als bei Herger, vom Wolf oder von Salomons Katze erzählt (s. Vogt z. St., Schönbach S. 24, R. Köhler Kl. Schr. II, 638 ff., Cosquin, Rom. 40 (1911), S. 371 ff., 481 ff.), immer ein Beweis für das Horazische: *'naturam expelles furca, tamen usque recurret'*.

Dieser Spruch wurde später von einem geschwätzigen Bearbeiter zu einer 42zeiligen Reimpaardichtung gedehnt, die des öfteren gedruckt ist (s. Vogt p. 298, dazu HMS IV, 691). Irrtümlich kehrte J. Grimm (RF CXCIII) das Verhältnis um, indem er glaubte, „die Erwähnung bei Spervogel (d. h. Herger) beziehe sich offenbar auf jene darstellung".

Auch der nächste Spruch 27, 27[1] veranschaulicht die Worte des Meißners *'ez tuot nach sime könne der wolf'*, zu denen W. Grimm a. a. O. S. 416 und Zingerle Sprichw. zahlreiche Parallelen bieten. Die Fabel Hergers erzählt, der Wolf sei, seine Sünde fliehend, ins Kloster gekommen, und dort sei ihm das Hirtenamt übergeben worden. *„sit wart er unstaete"*: er zerriß Schafe und Schweine und beschuldigte obendrein den Hund des Pfaffen der Tat. Hier könnte man leicht darauf verfallen, einen Einfluß des römischen Sprichworts *'ovem lupo tradere'* (Otto S. 198, lupus Nr. 5) anzunehmen. Dagegen ist zu bemerken, daß das Wolf-Hirtmotiv, das hier bei Herger wie auch anderswo mit der geistlichen Kreisen entstammenden Vorstellung des Wolfsmönches verbunden ist (s. Vogts Anmerk.), in Dähnhardts Natursagen z. B. B. II, S. 121, B. III, 295 ff. und Reg. sehr oft begegnet; es ist mir daher gar nicht unwahrscheinlich, daß Herger ähnliche deutsche Volkssagen gekannt und verwertet hat, hier sie mit einem Motiv der satirisch-didaktischen Mönchsdichtung vereinigend.

1) Von Kleukens in das 'Buch d. Fabeln' aufgenommen S. 21.

Die beiden noch übrigen Tierfabeln (MF 27, 34 und 28, 6) charakterisieren sich durch enge Beziehungen zu Sprichwörtern; es sind zwei, in die man den Sinn der Fabel zusammenfassen kann, einmal wie Freidank 132, 13 sagt

daz zwêne hunde ein bein nagen
ân grînen, hœre ich selden sagen

vgl. Zingerle S. 74, auch Kirchhof Wendunmuth II, 36 'Mod des Hundes'. Damit verbunden und für die aus der Fabel zu entnehmende Lehre zur Hauptsache gemacht hat der Dichter ein zweites Sprichwort: *Die hund die vil bellen, beissen nit* (Tappius 39, a, vereinzelt zu Bebel 72). Einmal fällt die Fabel den ganzen Spruch (28, 6), das andere Mal zitiert Herger nur zwei den Kern enthaltende Verse (28, 4. 5), nachdem er die Lehre eine 'Warnung vor zu großer Bescheidenheit' (Rodenwaldt S. 11), als Anspruch seines Genossen Kerlinc vorausgeschickt hat. Früheres hat man die Zusammengehörigkeit der beiden Sprüche empfunden, und ein Bearbeiter hat sich die Mühe gemacht, sie mosaikartig zusammenzufügen, unter Benutzung anderen Materiales, so daß wieder 42 Kompaarzeilen herauskommen. Das Prunythium 1—3 zehrt von MF 27, 27—28, wobei der Kerlinc ausgemerzt worden ist: 4—55 gehören dem Bearbeiter, v. 26—28, 5; ebenso benutzen die folgenden Zeilen die zweite Fabel, während sich das Epunythium dem Eingang des ersten Spruches nähert.

Als 'Menschenfabeln' Hergers bezeichnet Scherer (S. 52) MF 29, 20—30, 6: „Fabeln, die von den einfachsten Verrichtungen des Ackerbaues und der Obstzucht hergenommen sind". MF 29, 20 entbehrt des für die Fabel charakteristischen Tempus der Vergangenheit und wird besser als Parabel gefaßt, wie auch Scherer gleich darauf S. 53 die Richtigkeit seiner Einordnung anzweifelt. Bei einer Parabel müßte sich 'Zug für Zug' deuten lassen, aber damit kommt man hier nicht durch; den Sinn des Spruches oder, wenn man so will, auch den Umriß zeigt die Stelle des Gvotaere: Böse Ge-

sellschaft verdirbt gute Sitten (vgl. Roethe ADB 35, 141, Scherer S. 53.). Zuletzt hat Vogt im Kommentar z. St. sich, behutsam interpretierend, geäußert, aber der Vorwurf läßt sich wohl dem Dichter gegenüber nicht zurückhalten, daß er zur Illustrierung seiner Lehre wenig glückliches Anschauungsmaterial gewählt hat. Streng genommen ist ja die Sonderung des '*süezen*' und des '*sûren*' Obstes ziemlich zwecklos; wenn auch für das Obst die von dem reiferen ausgehende Gefahr beseitigt ist, wobei das '*süeze*' seltsamerweise die bösen Elemente bedeutet, so ist doch nicht die Möglichkeit aufgehoben, daß in einem der beiden Haufen eine Frucht faul wird und die anderen ansteckt. Mit anderen Worten: der Sinn der Parabel erforderte eine andere Gestaltung des Gleichnisses; mit prophylaktischen Mitteln ist weder bei dem Obst noch bei den Menschen viel zu machen, wenn es sich um den Schutz der Guten vor Ansteckung durch Böse, die sich aber noch nicht als solche entpuppt haben, handelt. Herger hätte besser von der Tatsache des 'Faulseins' ausgehen sollen, um zu dem Ergebnis zu kommen, das auch Bruder Wernher (58,1 = HMS III, 15a) ausspricht: *„ein vûler apfel smecket niht und ist ze horte gar unwert.“*

Schwierigkeiten, hauptsächlich infolge von Ungenauigkeit der Konstruktion (s. Vogt z. St.), bietet der Fabelspruch vom undankbaren Acker, den sein Besitzer brach liegen zu lassen droht (MF 30,6). Kühn wird hier von Herger der Acker personifiziert, er erscheint gleichsam als kontraktbrüchig gegenüber dem Besitzer: ihm entspricht in der vom Dichter angehängten Moral der wortbrüchige Dienstherr, der seinem Arbeiter den ihm versprochenen und von ihm wohlverdienten Lohn vorenthält. Ich möchte annehmen, daß Herger, der sich auch sonst als sehr bibelkundig erweist, diese Fabel nicht unbeeinflußt von dem bei Jesaja V, 1 ff. stehenden Gleichnis vom undankbaren Weinberg gedichtet habe. Auch diesem (= Jerusalem) droht der Besitzer (= Gott), da er trotz größter Mühe und Fürsorge nicht 'uvas', sondern 'labruscas'

erntet, an, ihn zur Strafe verwüsten und öde liegen zu lassen: v. 6. *'Et ponam eam desertam: non putabitur et non fodietur et ascendent vepres et spinae; et nubibus mandabo, ne pluant super eam imbrem'*. Statt des Weinbergs mag der Dichter den ihm vertrauteren Acker gewählt haben, aber er stellt sich damit in Gegensatz zu der sonst bezeugten Auffassung des Bauern als eines geduldig die Launen seines Feldes ertragenden Mannes (s. Schönbach z. St. und die Verse Teichners MF p. 300).

Was die äußere Form der Fabel Hergers angeht, ist zu bemerken, daß die kurze Strophe meistens ganz von der Erzählung des Vorgangs ausgefüllt wird, so daß für eine Moral kein Platz mehr ist; noch ist ja Einstrophigkeit für die Spruchdichter Gesetz. Einmal zieht der Dichter selbst die Lehre aus der Erzählung am Schluß der Fabel in 2 Zeilen (MF 30, 11 f.); eine stärkere Abweichung von seiner Gewohnheit, dem Hörer oder Leser die Deutung zu überlassen, bieten die 2 Strophen, in denen nur die Pointen zitiert werden: 26, 34 geht die zweizeilige Anspielung der Mahnung voraus, 27, 34 schließt die ebenfalls zweizeilige Fabelandeutung die Lehre, die hier wie dort in direkter Rede, an Kerlinc gerichtet, oder als von ihm getaner Ausspruch gegeben wird.

Bei einer Würdigung der Fabeln Hergers muß man scharf scheiden zwischen den Tier- und Menschenfabeln. Letztere machen den Eindruck, als habe der Dichter mit Sprache und Gedanken zu ringen; Unklarheit, z. T. Unlogik kennzeichnen sie. Ganz anders wirken die Tierfabeln; meist ganz auf sich gestellt, ohne das lästige 'fabula docet' oder nur mit kurzer Moral vom Dichter ausgestattet, in der Erzählung selbst knapp, mehr andeutend als ausführend, unterscheiden sie sich vorteilhaft von den Erzeugnissen späterer Fabelspruchdichter.

2. Spervogel.

Angeschlossen sei hier gleich die Besprechung Spervogels, den man bisher etwa 20 Jahre nach Herger ansetzte, nun aber wohl nach Vogts Nachweisen MF p. 286 und zu

24, 33 ziemlich weit ins 13. Jahrhundert hinein rücken muss. Es klafft eben nach Herger eine große Lücke in der deutschen Fabelspruchdichtung, über deren Ursachen Wackernagel (Kl. Schr. II, 299 ff.) gehandelt hat, die fabellose Zeit jedoch etwas zu weit ausdehnend. Richtig ist seine Behauptung, daß es zunächst im 13. Jhdt. keine 'ausgeführten Fabeln auf Deutsch' gebe, sondern 'immer nur Andeutungen, Anspielungen'. Auch für Spervogel trifft dies Urteil zu, und nur wenige Stellen in seinen Sprüchen weisen auf Kenntnis einzelner Fabeln hin. Dahin gehört etwa **MF 23, 21**: *'Swer den wolf ze hûse ladet, der nimt sîn schaden'* (vgl. dazu Vogts Anm., Zingerle Sprichw. 177); die vielleicht zu grunde liegende Fabel dürfte der Hergers (27, 13) verwandt gewesen sein. Auch **MF 21, 5 ff.** *'Waz frumt dem rosse daz ez bî dem fuoter stât | und ouch dem wolve daz er bî den schâfen gât | der in diu beidiu tiure tuot?'* erinnert mich mehr an eine äsopische Fabel als an die von Schönbach (a. a. O. S. 13) beigebrachten biblischen Sentenzen vom Ochsen beim Dreschen (Deuter. 25, 4): ich meine die zwar als vollständige Fabel nicht im Äsopkorpus enthaltene, aber durch die Anspielung bei Lukianos (Timon 14, Adv. Indoct. 30) völlig deutliche vom Hund in der Krippe, deren Pointe als Sprichwort im Altertum weit verbreitet war. Bei Lukianos heißt es nun vom 'Büchernarren' (c. 30): *Καίτοι οὐδ' ἔχρησάς τινι βιβλίον πώποτε, ἀλλὰ τὸ τῆς κυνὸς ποιεῖς τῆς ἐν τῇ φάτνῃ κατακειμένης, ἣ οὔτε αὐτὴ τῶν κριθῶν ἐσθίει οὔτε τῷ ἵππῳ δυναμένῳ φαγεῖν ἐπιτρέπει* — übrigens wohl das unmittelbare Vorbild für Lessings Äußerung über seine Bibliothekarstellung in der 'kleinen Bitte' (s. E. Schmidt, Lessing[3] II, 292). Bei Spervogel haben wir dieselbe Situation: das Pferd bei dem Futter, ohne fressen zu können. Leider sagt er uns nicht, wer es ist, der dem Pferd das Futter *'tiure tuot'*; der Hund würde als geschworner Feind des Wolfes und treuer Beschützer der Herden auch zum zweiten Satz des Priamels gut passen. Immerhin wäre es gewagt, mit Bestimmtheit Spervogel die Kenntnis

jener äsopischen Fabel zuweisen zu wollen, wenngleich Freidank 138,11 f. und noch mehr die von Bezzenberger in der Anmerkung zu dieser Stelle zitierte Fabel uns zeigen, daß zu jener Zeit dieses den Neid der Hunde schildernde *bîspel* nicht unbekannt gewesen ist.

Auf die Zeilen **MF** 21,11, die demselben Priamel angehören und in denen ich zu ihrem zwangloseren Verständnis auch eine Anspielung auf eine Fabel erblicken möchte, gehe ich erst bei der Besprechung Rumezlands ein.

3. Walther von der Vogelweide.

„Bei Walther von der Vogelweide . . . finden wir . . eine vertraute Bekanntschaft mit den lateinischen Fabeln", urteilt Wackernagel (Kl. Schr. II, 302), ohne jedoch irgend welche Belege dafür zu bieten, wieder ein wenig übertreibend. Denn die wenigen Stellen, die auf Kenntnis lateinischer Fabeln deuten können, es aber nicht unbedingt müssen, berechtigen kaum dazu, von 'vertrauter' Bekanntschaft zu sprechen. Es kommen etwa folgende Andeutungen in Frage: 13, 26 ff., eine Anspielung auf die äsopische Fabel von der Grille und der Ameise; hier darf man mit ziemlicher Sicherheit auf Kenntnis der Fabel schließen und die Herleitung aus biblischer Spruchweisheit (Spr. 6,6 u. ö.) abweisen, da dieser das Gegenstück zur fleißigen Ameise, die faule Grille, fehlt. Schon weniger deutlich ist die Stelle 29,11: '*zwô zungen habent kalt und warm, die ligent in sîme rachen*', dazu 13,4 '*zwô zungen stânt unebne in einem munde*'; man darf wohl Walther die Bekanntschaft mit der äsopischen Fabel vom Satyrn zutrauen; oder nimmt er damit einfach eine sprichwörtliche Redensart zur Bezeichnung der Doppelzüngigkeit biblischen Ursprungs auf?[1]) Gesucht wäre es, in der 'lächerlichen Einrede' Gerhard Atzes (104, 16 ff.) einen Anklang an die Worte des Wolfes dem Lämmchen gegenüber, das für die angeblichen Sünden seines Vaters

1) S. Schulze, die bibl. Sprichw. nr. 269.

büßen soll, zu finden. Eine weitere Anspielung enthalten die Zeilen 65, 21 ff., denen zur richtigen Fabel eigentlich bloß das Tempus der Vergangenheit fehlt: '*Die tuont sam die frösche in eime sê, den ir schrîen alsô wol behaget, daz diu nahtegal dâ von verzaget, sô si gerne sunge mê*'. Auf die zu grunde liegenden geistlichen Anschauungen und ein Reimpaarbîspel von den Fröschen und der Nachtigall (ZfdA 7, 363) hat Wilmanns z. St. hingewiesen. Damit dürfte die Liste der Anspielungen erschöpft sein; im wesentlichen sind es also Tierfabeln, deren Kenntnis Walther dadurch verrät. Um so verwunderlicher mag es daher erscheinen, daß unter seinen Gedichten nicht eine einzige ausgeführte Tierfabel erhalten ist. Indes scheint Walther überhaupt wenig die Dichtungsgattung der Fabel gepflegt zu haben. Roethe (Einl. zu Reinm. S. 225) nennt als einziges Beispiel für einen Fabelspruch, bei dem „diese Einkleidung die Hauptsache" ist, die Erzählung vom Zinsgroschen (11, 18). Aber es scheint mir zweifelhaft, ob man diesen sich eng an die neutestamentliche Erzählung anschließenden Spruch als Fabel bezeichnen darf. Wenigstens läßt er uns nicht erraten, weshalb Walther die Fabeldichtung so ziemlich ganz gemieden hat. Gerade diese Erzählung zeigt eine solche ruhig, fast nüchtern den Gang der Handlung wiedergebende Objektivität, wie sie ein Fabeldichter eben nötig hat, wie sie Walther aber äußerst selten zeigt. Seiner impulsiven, nicht verstandesmäßig arbeitenden Natur mag es unerträglich gewesen sein, regelrechte Fabeln mit säuberlicher Scheidung von Erzählung und Moral oder mit streng durchgeführtem Leitmotiv zu verfassen. Charakteristisch erscheint mir für seine Art der Spruch 80, 3 ff., den man zwanglos als Fabel auffassen kann, die Geschichte vom übermütigen Würfel, gleichsam das Gegenstück zu Morgensterns köstlichem Gedicht: nach drei Zeilen Erzählung läßt der Dichter schon eine Sentenz folgen, und den Fortgang der Geschichte müssen wir aus seiner dreizeiligen Apostrophierung des Würfels erraten.

4. Bruder Wernher.

Eine ähnliche Überraschung wie Herger bereitet uns der Bruder Wernher, ein Österreicher, Walthers nächster und bedeutendster Schüler: bis jetzt in den Fabeln nur volkstümliche und ganz wenig nur spärlich angedeutete äsopische Motive, nun auf einmal ein Spruch, der deutlich seinen orientalischen Ursprung verrät: die Fabel vom Affen und der Schildkröte, über die jetzt Dähnhardts NS IV, 1 ff. nachzulesen ist. Von Rodenwaldt übersehen, wurde sie nachgetragen von Roethe und Strauch, der zugleich auf F. Liebrechts Untersuchungen (Zur Volkskunde, Heilbr. 1879, p. 122 ff.)[1] hinwies. Es ist im Grund die Fabel des Pantschatantra vom Krokodil und Affen. Das Krokodil verlockt seinen Freund, den Affen, zu einer Seefahrt auf seinem Rücken, um ihm sein Herz zu rauben. Der Affe rettet sich dadurch, daß er dem treulosen Freunde einredet, er habe sein Herz am Lande zurückgelassen, wolle es aber gern holen. Ans Ufer zurückgebracht vom dummen Krokodil, flüchtet er auf seinen Baum. Wernher hat im allgemeinen die Züge der Fabel bewahrt, weicht jedoch in Einzelheiten so stark von den literarisch überlieferten Fassungen ab, daß man besser wohl an eine mündliche Übermittlung des Stoffes denkt. Diese Möglichkeit scheint mir Schönbach, der als Quelle eine ziemlich problematische lateinische Übersetzung von 'Kalila und Dimnah' annimmt (WSB B. 150, S. 64 ff.) zu wenig zu berücksichtigen; bei ihm findet man auch die im ganzen richtige Auslegung des Spruches, der so oft und so sehr mißverstanden worden ist,[2] auf die wunderbare Errettung Friedrichs II. im Jahre 1229; nur ist Schönbach zu sehr darauf aus, alle Einzelheiten deuten zu wollen. Wernher hat es für nötig gehalten, seine Hörer auf die Bîspelnatur seines Spruches ausdrücklich hinzuweisen (v. 10: *daz sult ir vür ein bîspel ouch empfân*) und eine

1) Nachträge dazu Germ. 35 (1890) p. 206.
2) Zuletzt von Crusius a. a. O. s. XXVII.

zweizeilige Deutung anzuhängen, die wohl den Zeitgenossen vollen Aufschluß gab, uns aber nicht viel hilft. Ein ander Mal war er ausführlicher in der Belehrung, in dem Fabelspruch vom trägen Hausbesitzer (MSH II, 233ª,7, Schönbach WSB B. 148, S. 63). 'Wer seine Buße bis zum Tode verschiebt, handelt wie ein törichter Mann, der . . .'. Nun folgt die eigentliche Erzählung von dem Toren, der sich ein schönes Haus baute, aber als Feuer ausbrach, nicht löschte, sondern bloß *'lescha hêrre* (= Gott)' rief und jämmerlich mit seiner Habe verbrannte. Nachdrücklich lenkt der Dichter dann die Aufmerksamkeit auf den Sinn der Fabel: v. 9 *ditz bîspel leg ich mir und tumben liuten vür, daz wir den sünden vor dem tôde enpfliehen und entrinnen*'. Und dieser allgemeine Satz wird nun noch von Wernher in dem irrealen Satzgefüge der beiden letzten Zeilen auf die Handlungsweise des Toren angewendet.

Schönbach hat in dem reichen Kommentar zu diesem Spruch seinen Ursprung aus Bibelstellen und Predigtmärlein — er druckt ein solches sehr ähnlichen Inhaltes *'de quodam fatuo*' ab — wahrscheinlich gemacht. Hingewiesen sei noch auf das engverwandte Predigtmärlein Odos de Ceritona *'de quodam stulto cum domo sua combusto'* (Hervieux IV, 280 nr. XL), worin allerdings der 'avari' unstillbare Gier veranschaulicht wird.

5. Reinmar von Zweter.

Bei Reinmar, ebenfalls einem Schüler Walthers, finden sich wiederum ein paar Stellen, die man in Beziehung zu äsopischen Fabeln bringen kann; aber man darf auch hier wieder zweifeln, ob man wirklich für den Dichter die Kenntnis der ursprünglichen Fabel annehmen soll. Möglich ist es auch, daß es sich um sprichwörtliche Redensarten handelt, deren äsopischer Ursprung kaum jemandem bewußt gewesen sein mag. Eins aber läßt sich, mögen wir uns nun für diese oder jene Annahme entscheiden, mit ziemlicher Sicherheit be-

haupten, daß nämlich um jene Zeit die äsopischen Fabeln schon ziemlich allgemein bekannt gewesen sein müssen. Schwerlich hätte sonst Reinmar Anspielungen gemacht wie 52,12 *'so erkennet man den esel bî den ôren'* oder 61,4 *'du blaesest kalt und hûchest warm ûz eines mannes munde'*, also wieder die Fabel *'de satyro'*, die uns bei Walther begegnete, von Lessing übrigens schwer getadelt. Aber die Bearbeitung vollständiger Fabeln Aesops vermissen wir bei Reinmar. Vielmehr können wir feststellen, daß er in den Fabeln, die er zur Mahnung oder Belehrung seiner Hörer verfaßt, volkstümliche Stoffe verwendet. Dem Spruch 193 könnte ein Erlebnis Reinmars zu Grunde liegen: eine übermütige Gesellschaft, die in einem Boot einen Fluß hinabfuhr, überhörte des Steuermanns Bitte, ihn beim Rudern zu unterstützen. So geriet das Schifflein in eine Mühle: *'des wart in nôt und arebeit bekant'*. So geht es noch vielen *'tumben herren, die sich von guotem râte wellent verren'*.

Zu diesem Spruch ist bisher noch keine Parallele bekannt geworden; anders steht es mit nr. 178: ein vom Unglück geplagter Mann verließ seine Heimat, um Frau Unsaelde los zu werden. Schon glaubte er sich ihr entronnen und äußerte im Selbstgespräch seine Freude, da belehrte ihn seine Feindin, auf seinem Nacken sitzend, eines besseren, und resigniert kehrte jener in seine Heimat zurück. Dieses bîspel, das uns einen Blick in die fatalistische Lebensauffassung des Dichters gewährt — niemand entflieht dem ihm bestimmten Verhängnis — ist aus volkstümlichen Anschauungen heraus entstanden und findet seine Erklärung durch modernen Volksaberglauben; so hat schon Roethe[1]) (Anm. zu 178) aus Müllenhoffs 'Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg' den Glauben an Hauskobolde, die man weder durch Umziehen noch selbst durch Abbrennen des Hauses

1) R.s Seitenangabe ist falsch; über die Nißpucke handeln Nr. 430 ff. Treffende Entsprechungen zu Reinmar bieten S. 322, 333, 335.

los wird, verglichen. Ein sehr ähnlicher Stoff, den Roethe auch schon herangezogen hat, wird uns bei der Besprechung der Fabeln der Kolmarer Meisterliederhs. noch beschäftigen.

Auch die einzige Tierfabel Reinmars (nr. 201) verwendet ganz schlichte, offenbar volkstümliche Motive: eine nackte Fledermaus preist dem Falken ihr Gefieder an; ein Kuckuck leistet ihr Gesellschaft: '*der jach, er wære ein meister nahtegalsanges ouch*'. Nun erwartet man, daß die beiden für ihren törichten Stolz gestraft werden; aber der Dichter beginnt gleich sein ausdrücklich so benanntes bîspel zu deuten. Rodenwaldt wollte diesen Spruch aus Scherers Fabelliste und damit Reinmar als Fabeldichter überhaupt streichen; er erblickt (S. 7) in dem Spruch ein Lügenmärchen, dergleichen sich bei Reinmar finden (vgl. Müller-Fraureuth, die deutschen Lügendichtungen usw. S. 12); dagegen spricht die ausführliche Moral, die der Dichter angehängt hat, und die Häufigkeit dieses, bei Reinmar allerdings etwas verkümmerten Motives in der Fabeldichtung (s. Roethe S. 241).

Nach dem bisherigen Ergebnis wird man geneigt sein, auch den Spruch 179 aus volkstümlichen Vorstellungen herleiten zu wollen. Einem Fischer, so heißt es dort, träumte, er solle nur die großen Fische, die er finge, behalten, die kleinen aber freilassen. Er befolgte diesen Rat und fing nun gar nichts mehr und '*wart grôzer sorgen rîche*'. Ihm gleicht noch mancher, der das Kleine verachtend des Größeren nicht teilhaftig wird. Man könnte leicht die Fabel auf zwei moderne, die gleichen Anschauungen widerspiegelnde Sprichwörter als die einfachsten Formeln zurückführen: 'Träume sind Schäume' und 'Wer das Kleine (den Pfennig) nicht ehrt, ist des Großen (des Talers) nicht wert'; man würde dann den Schluß ziehen, daß Reinmar aus zu seiner Zeit sicher schon vorhandenen Sprichwörtern heraus [1]) und zu ihrer Veranschaulichung seine

1) Zu dem Motiv der Traumtäuschung s. Schönbach zu Br. Wernher nr. 54 (II, p. 44 ff.). Benezé, d. Traummotiv in der mhd. Dichtung (Halle 1897), hat R.s Spruch übergangen.

Fabel gedichtet habe. Nur macht mich zweierlei stutzig und hindert mich, die Fabel Reinmars als originale Schöpfung zu betrachten. Einmal nämlich wird das Sprichwort von der Wertung des Kleinen und Großen auch in der äsopischen Fabel nr. 28 Halm (Babrios 6, Avian 20) an einem Fischer illustriert. Ein Fischer fing einen winzigen Fisch, der ihn flehentlich bat, ihn doch wieder loszulassen, er lohne ja noch nicht. Doch der Fischer bleibt fest: ein kleiner, aber sicherer Gewinn ist besser als große Hoffnungen. So verschieden nun auch die Handlungsweise des äsopischen Fischers — seinem Beispiel folgt übrigens Schionatulander (Tit. 159, 1. 2) — und des Reinmarischen ist, die Lehre ist dieselbe, und das Milieu der Erzählung ist das gleiche. Weiterhin aber fehlt der äsopischen Darstellung das Traumtäuschungsmotiv gänzlich; man möchte es für eine originelle Einfügung des Dichters halten, wenn es nicht wieder in sehr ähnlichem Zusammenhang, in Fischerkreisen, in nächster Nachbarschaft mit der Warnung vor Hingabe an 'goldene Träume' begegnete in einem pseudotheokriteischen Idyll, in den 'Fischern': Bucol. Graeci ed. Wilamowitz p. 117 f. = [Theokrit] nr. 21. Dort wird erzählt:

Zwei alte Fischer liegen bei Nacht schlafend in ihrer armseligen Hütte am Meeresstrande. Noch ist es nicht Tag, da weckt sie die Sorge ums tägliche Brot; die Zeit bis zum Morgen zu kürzen, erzählt der eine von ihnen den Traum, den er eben gehabt. Er sah sich auf einem Felsen am Strande sitzen, mit der Angel den Fischen auflauernd. Da plötzlich biß einer an, von so gewaltiger Schwere, daß er ihn nur mit Mühe und mit Aufbietung aller Kunst herausziehen konnte. Es war ein goldner Fisch, den er gefangen, und froh der Beute tat er den Schwur, niemals wieder aufs Meer zu fahren, um zu fischen, sondern immer wolle er nun auf dem Land bleiben und mit dem Golde schalten und walten wie ein König. Jetzt nun, wo er wach ist, ängstigt ihn der Schwur, und er bittet seinen Genossen um Rat. Derb weist ihn dieser zurecht: nicht hast du geschworen, nicht hast du den goldenen Fisch gefangen, denn Trug ist das Traumgesicht; 'suche den fleischernen Fisch, damit du nicht Hungers stirbst, wenn auch bei goldenen Träumen'.

In beiden Fällen kommt also ein Fischer, durch einen Traum getäuscht, in die Versuchung, sich selbst die Erwerbsquelle zu verschütten; bei Reinmar allerdings erliegt er ihr und gerät in Not, während in dem griechischen Idyll der Fischer durch das Eingreifen seines Gefährten vor Schaden bewahrt bleibt. Trotz der offensichtlichen Abweichungen möchte ich nun aber doch nicht jede Beziehung Reinmars zu der hellenistischen Erzählung auf der einen und zu der äsopischen Fabel auf der anderen Seite abweisen. Natürlich wäre die Beziehung nicht so zu denken, daß Reinmar selbst aus beiden ihm vorliegenden Quellen seine Fabel kontaminiert hätte, sondern ich vermute, daß ihm eine lateinische Erzählung, in der bereits das äsopische Fabelmotiv mit dem hellenistischen Traummotiv vereinigt war, den Stoff zu seinem Spruch lieferte. Vielleicht gibt es noch das entsprechende mittellateinische Exemplum, nur ist es mir nicht bekannt geworden, und ein Belesenerer mag es leichtlich nachweisen. Sollte sich jedoch das vermutete lateinische Mittelglied nicht nachweisen lassen, so braucht es uns doch nicht zu verwundern, einen mhd. Spruch aus dem Anfang des 13. Jhdts. und eine hellenistische oder spätgriechische Erzählung in Parallele zu setzen.[1]) So steht ja 'der wîner mervart' unvermittelt neben des Timaeus Erzählung, die uns Athenaeus aufbewahrt hat (s. Lambel Erzählungen und Schwänke[2] S. 227 ff.), und der in den Altd. Wäldern III, 160 f. nach einer Gothaer hs. gedruckte Schwank *'von der minne eines albern'* ist nichts anderes als eine etwas freigestaltende Bearbeitung des griechischen Schwankes vom Narren Koroibos.

Bei Reinmar, von dem wir wenigstens 4 Beispiele besitzen, ist es wieder möglich, auch auf das Äußere der Fabel einen

1) Es ist damit auch eine kleine Ergänzung des für die deutsche Literatur besonders unzureichenden Buches von H. M. Hall Idylls of Fishermen, a history of the literary species (New York 1912, Columbia University Studies in comparative literature) gegeben.

Blick zu werfen. Auf c. 280 Sprüche 4 Fabeln ist allerdings wenig, sodaß Roethe (S. 242) von einer 'stiefmütterlichen Behandlung der Fabel' reden darf. Der Spruch von der Frau Unsaelde steht für sich dadurch, daß keine Deutung angehängt ist. Sie mag dem Dichter hier unnötig erschienen sein, zum Vorteil seines Spruches, der so als einheitliche Erzählung, dabei flott und knapp berichtet, recht gut wirkt. Aber sonst „gilt die Deutung des bîspels Reinmar als besonders wichtig" (Roethe S. 244). In der Tierfabel (nr. 201) nimmt sie den Abgesang vollständig ein, während eine Fortsetzung der Erzählung, die Mitteilung ihrer Pointe, für die Fabel besser gewesen wäre. Ebenso setzt in 193 die Deutung mit dem Abgesang ein; doch wird hier (v. 11. 12) auf die Erzählung zurückgegriffen, während in 201 jede Beziehung auf sie vermieden ist. Der Abgesang von 193 zeichnet sich durch ziemliche Ungeschicklichkeit des Ausdrucks (v. 10 *den geschiht alsô geschach*) aus, und auch dies mag jemand bestimmt haben, den Spruch zu überarbeiten; er dehnte dabei die Erzählung bis in den Abgesang hinein aus und gab dem Spruch eine ganz andere Richtung. Nicht so scharf ist Erzählung und Deutung in 179 getrennt. Die letzte Zeile des 2. Stollens enthält schon eine aus der Fabel herausfallende allgemeine Bemerkung, dagegen gehört die 1. Zeile des Abgesangs noch zur eigentlichen Erzählung, auf die auch in der Deutung wieder zurückgegriffen wird. Eine gewisse Weiterentwicklung, wenn man so will, einen Fortschritt, kann man darin erblicken, daß, allerdings noch nicht grundsätzlich, der Abgesang für die Deutung reserviert ist. Vorangeschickt wird diese übrigens nirgends bei Reinmar.

6. Marner.

Marner, der gelehrte schwäbische Fahrende, ist der erste Spruchdichter, bei dem ausgeführte äsopische Fabeln begegnen; über ihn hat Rodenwaldt S. 16 ff. gehandelt, und da sich mir das Ergebnis seiner Quellenuntersuchung bestätigt hat, kann

ich mich kurz fassen. Es ist unmöglich, für Marner eine „bestimmte lateinische Version als Quelle zu statuieren.“ Ob man aber deshalb die Fabeln auf mündliche Tradition des Stoffes zurückführen muß, wozu Rodenwaldt neigt, scheint mir bei Marners nicht anzuzweifelnder Gelehrsamkeit — dichtete er doch selbst lateinisch — recht fraglich. Er verrät soviel dichterische Begabung, daß man ihm ein bewußtes Abweichen von der Vorlage wohl zutrauen kann.

Es sind die Aesopfabeln vom Froschkönig und von der sich blähenden Kröte, die Marner bearbeitete. Die erste hatte schon Freidank (141, 23 ff.) in ganz knapper Form behandelt. Marner (XIV, 81) folgt zunächst im allgemeinen der antiken Erzählung; der Name Juppiters fehlt, die Frösche rufen '*zuo zir gote*'; sodann vermissen wir die Bitte der Frösche um Befreiung von dem strengen Regiment und ihre Abweisung durch Juppiter. Dafür beginnt gleich nach der Sendung des Storches — statt der Schlange Aesops — eine sehr originell anmutende Deutung. 'Wir sind die Frösche, die da schreien', so heißt es; 'der Kaiser (*daz rîche*) ist der herabgeworfene Baumstamm (*des tramen val*); darauf gesetzt haben sich jetzt schlimme Frösche, die der Ehre des Kaisers feind sind. Storch, wann kommst du? Die Zahl derer, die des Kaisers Erbe verschlingen, ist groß. Treib die wieder in ihre eigene Höhle, die du nicht verschlingen willst'. Mit dieser Deutung weicht Marner von der üblichen Auslegung der Fabel stark ab, ohne jedoch die Fabelerzählung dem entsprechend gestaltet zu haben. So scheint mir zwischen Erzählung und Deutung ein leiser Widerspruch zu bestehen. Ganz wie in den anderen Fassungen der Fabel wünschen sich die Frösche, mit ihrem bisherigen Herrscher unzufrieden, einen neuen und erhalten auch zur Strafe für ihre Torheit einen solchen, und zwar einen äußerst grausamen. Es kann damit eigentlich nichts anderes gelehrt werden als Zufriedenheit mit dem bestehenden Regiment, denn: '*frîtum und êrste herschaft wird verbessert, hoere ich, selden*' (Mügeln). Unbe-

kümmert tut Marner das vollkommene Gegenteil; er sehnt auch einen neuen Herrscher herbei, nicht aus törichter Unzufriedenheit und Neuerungssucht, sondern durch die Wirren des Interregnums von banger Sorge erfüllt um das deutsche Reich. Aber dieser Wunsch des Dichters, ein strengerer Kaiser möge wieder Ordnung schaffen in deutschen Landen, ein Wunsch, der der vaterländischen Gesinnung des Dichters Ehre macht, wird durch die vorangeschickte Erzählung in ein eigentümliches Licht gerückt.

Der Storch an Stelle der Schlange worüber man bei Dähnhardt NS IV, 271 leider gar nichts findet, begegnet schon bei Freidank und überall da, wo die einheimische, volkstümliche Vorstellung den Einfluß der antiken Quelle überwand; so machen Boner (Nr. 25) und Heinrich von Mügeln (Nr. 9) den Storch zum Froschkönig, der gelehrte Frauenlob dagegen die Schlange, während später Kirchhof (Wendunm. VII, 157) beiden das Regiment verleiht, wohl einen Ausgleich volkstümlicher und antik-literarischer Überlieferung versuchend.

Noch freier geht Marner mit der anderen äsopischen Fabel von der sich blähenden Kröte[1]) um (XIV 209). Beibehalten ist nur ein Motiv: das Sichaufblasen der Kröte bis zum Bersten; denn bei Aesop geschieht dies beim Anblick eines weidenden Ochsen in Gegenwart der jungen Kröten, bei Marner dagegen bläht sie sich vor der Versammlung der Tiere zur Königswahl, um die Krone zu erlangen (vgl. Dähnhardt IV, 192). Wie die erste, so bezieht sich auch diese Fabel vermutlich auf die Zeit des Interregnums; da mochte mancher Bewerber um die Kaiserkrone auftreten, ebenso geeignet und von sich überzeugt wie die häßliche Kröte und ebenso kläglich mit seinen Ansprüchen scheiternd. Marner hat aber diesmal der Fabel zugleich einen weiteren Sinn gegeben, indem er in seiner erfreulich kurzen Moral sie auslegt auf alle, *'die êren gernt und sint ir gast'*.

1) Von Kleukens aufgenommen S. 23.

Bei der eben besprochenen Fabel konnte man sich durch die Einkleidung an das Tierepos erinnert fühlen (Rodenwaldt S. 17). Einen stofflichen Zusammenhang mit diesem scheint der Spruch XV, 121 zu zeigen. Ein Esel begab sich zum Fuchs in die Lehre. Einst führte der Meister seinen Zögling in den Klee, warnte ihn aber, den Wolf durch sein Geschrei anzulocken. Doch umsonst; vor Behagen konnte der Esel sein Liedlein nicht unterdrücken. Bald erschien Isengrin und beanspruchte den Esel als sein Eigentum. Reinhart machte ihm sein Opfer streitig, und um endlich in den Besitz der Beute zu gelangen, erbot sich der Wolf, sein Eigentumsrecht durch einen Eid auf ein Reliquienkästchen zu erhärten. Doch es bekam ihm schlecht; das Kästchen, zu dem ihn Reinhart führte, war eine Falle, die den Wolf übel zurichtete. Und nun, in einen Wunsch zusammengepreßt, die Moral der Fabel: *'ach got, waer ieglich kafs ein drû, swenn ez gât an den valschen eit! daz waere wol: irst gar ze vil. nû swerâ, lieger, wê dir wê!'*

Die verschiedenen in Marners Fabel zusammengekoppelten Motive, etwa des Eselschülers, des singenden Esels, des bei seinem Eid beschädigten Wolfes, kommen für sich oder in anderem Zusammenhang nicht selten vor (s. Dähnhardt NS IV, 233 ff.), aber nie in derselben Verbindung wie in Marners Spruch. Am ehesten stimmt, was die äußeren Umstände des Vorgangs betrifft, noch die Erzählung des Ysengrinus (ed. Voigt VI, 349—550) zu ihm, wie schon J. Grimm RF p. CCX bemerkte, ohne die bedeutsamen Abweichungen zu verkennen, allerdings auch, ohne darauf einzugehen. Im Ysengrinus setzt der Fuchs, um wieder einmal den Wolf hineinzulegen, das Ganze ins Werk; es fehlt dabei der Zug des Eselschülers und des Singens, während Marner seinerseits nicht den Namen des Esels, sondern nur die des Fuchses und Wolfes angibt. So glaubte Rodenwald (S. 18) die Abweichungen Marners aus der Benützung mündlicher Überlieferungen, nicht direkt des Ysengrinus verstehen zu können; darauf deuteten auch die Worte des Dichters *'sô man seit'*

(v. 138). Voretzsch seinerseits lehnt auch den Ysengrinus als Quelle ab, möchte aber den direkten oder indirekten Ursprung aus einer uns verlorenen französischen Quelle wahrscheinlich machen (Zs. f. rom. Phil. XV [1891] S. 180). Die letzte Untersuchung unserer Fabel, bei Dähnhardt NS IV, 234, betont nachdrücklich den orientalischen Ursprung des Zuges, daß der Esel durch seinen Gesang sich in Not bringt, und weist auf die wichtige Tatsache hin, daß noch bei Marner trotz des unverkennbaren Zusammenhangs mit dem Tierepos, in welchem der singende Esel unter Abänderung der Situation durch den Wolf ersetzt worden war, etwas Ursprüngliches bewahrt ist.

Dieser Spruch Marners ist von einem späteren Meister bearbeitet worden (Kolmar. Meisterl. Nr. XCIII p. 425 Bartsch); abgesehen von Änderungen des Ausdrucks ist der Fuchs fast ganz ausgeschaltet, der Esel führt seine Verteidigung selbst, so daß es im Grunde überflüssig erscheint, daß er sich dem Fuchs zu eigen gab.

Zwischen Fabel und Parabel, von Strauch S. 29 mit Bedenken zu den letzteren gestellt, steht der Spruch XIV, 193 ff. Ich möchte ihn lieber als Fabel ansehen: aus der Erzählung von dem Kampfe des Perseus gegen die Meduse leitet der Dichter für Fürsten und Herren die Lehre ab, ebenso die falschen Ratgeber oder treulosen Freunde zu bekämpfen. Bartsch, Albr. v. Halberst. S. LXXIII, nahm eine 'direkte Entlehnung' aus Ovid Met. IV, 771—802 an, wie mir scheint, zu Unrecht. Von einem Kampf mit dem Ungeheuer ist bei Ovid nicht die Rede: Perseus tötet es, als es schläft. Ebensowenig von einem selbstgefertigten, durchsichtigen Kristallschild. Bei Ovid benutzt Perseus den ehernen Schild als Spiegel, und diesen Zug hätte Marner doch wohl beibehalten, wenn er ihn gekannt hätte. Es müßte denn sein, daß er das lateinische Original mißverstand, worauf mich Vogt aufmerksam macht. Jedenfalls aber hätte sich die Vorstellung des lateinischen Dichters vortrefflich für die Moral des deutschen

geeignet; die Vorstellung des 'Ehrenspiegels' bietet sich wie von selbst und ist natürlicher als *'dur der êren klâren schilt'* jemanden anzusehen. Wenn man nun noch die Verwechslung von „Anteus" und „Perseus" hinzunimmt, die kaum den Schreibern zuzuweisen sein dürfte, wird man nicht mehr so leicht von direkter Entlehnung sprechen; eher von unklarer Erinnerung oder mündlicher Weitergabe des Stoffes an den Dichter. Auf letzteres könnten die Worte (v. 202 f.): *'er sluoc ez sô manlîchen, daz man ez noch von im seit'* deuten.

Über die äußere Form der Marnerschen Fabel ist wenig zu bemerken; die Deutung fehlt nie, und immer folgt sie nach; einmal (XIV, 85 ff.) umfaßt sie 7 Zeilen, in Marners bester Fabel (XIV, 209) bloß 4, ein andermal 5 (XIV, 193); nur einmal drängt der Dichter seine in Wunschform gekleidete Lehre auf 2 Zeilen zusammen (XV, 121). Bezüglich der behandelten Stoffe gilt für Marner als Fabeldichter im besonderen das Urteil Vogts über seine Dichtung im allgemeinen: er ist ein Muster der Vielseitigkeit. Neben 2 sehr frei ausgestalteten äsopischen Motiven steht eine dem Tierepos und orientalischer Fabulistik zugleich verwandte Erzählung und eine aus einem griechischen Mythos gebildete Fabel. Über die Tendenz seiner Fabeln, über ihren Lehrzweck, wird in anderem Zusammenhange gesprochen werden.

7. Süsskind.

Auf Marner folgt in Scherers Tierfabelliste der Jude Süßkind mit dem Spruch HMS 2, 260ª, 12, den Rodenwaldt S. 8 mit Recht streicht.[1]) Wenn ich aber ihn doch hier erwähne, so geschieht das, um Rodenwaldts Beurteilung dieses Spruches richtig zu stellen: „. . in dieser dem feststehenden Charakter des Wolfes so wenig entsprechenden Lamentation ist keine Spur weder von Handlung noch von

1) Auch Kleukens hat diesen Spruch unnötig in sein 'Fabelbuch' aufgenommen (S. 22).

Anlehnung an irgend eine äsopische Fabel oder einen Zug des Tierepos". Daß derartige Klagen bei dem Wolfe gar nichts Ungewöhnliches sind, hätte Rodenwaldt aus Uhlands Abhandlung zu den Volksliedern (Schriften III, 65 ff.) wissen können. Dort bespricht Uhland eingehend unter anderen Tierklagen auch die Wolfsklage, sie von der äsopischen Fabel bis zu ihrer breitesten Ausgestaltung durch späte Meistersänger verfolgend, deren Darstellungen und gegenseitiges Verhältnis wohl noch genauerer Untersuchung bei Heranziehung des handschriftlichen Materiales bedarf.[1]) Seltsamerweise aber hat Uhland Süßkinds Spruch, die älteste deutsche Darstellung, übersehen, die trotz ihrer Kürze alle Hauptgedanken der späteren weit ausgesponnenen Dichtungen enthält und durch Übereinstimmungen in Einzelheiten, wie der Erwähnung des Gänseraubes das Typische dieser Tierklagen zeigt. Zahlreiche Belege für dieses etwas seltsam anmutende Mitleid mit dem Wolf, das sich in den 'Klagen' ausspricht, bietet jetzt auch Dähnhardt NS III, cap. 13. So erfreuen sie sich z. B. in Rußland eines eigenen Schutzheiligen, des hl. Georg.

8. Rumezland.

Die Stimmung, die in den Sprüchen des um 1280 dichtenden Niedersachsen Rumezland herrscht, erinnert an die der Gedichte des Bruders Wernher. Mehr als ein Viertel aller seiner Sprüche ist religiösen Inhalts, und von den 4 Fabeln sind es zwei. So hat man mit Recht den Spruch **HMS III, 58[b], 18** eine Legende genannt. Sie dient zur Veranschaulichung des Sprichwortes 'Hilf dir selbst, so hilft dir Gott'. Jesus, so wird erzählt, geht, von seinen Jüngern begleitet, auf einer Brücke über einen Bach, in dem ein Mensch zu ertrinken droht. Petrus bittet ihn, dem Unglücklichen beizustehen, doch er weigert sich: *'swer sich helfen wil, dem wil ich helfe senden;*

1) Sehr viel hat schon Wendeler getan in J. M. Wagners Archiv für die Gesch. d. d. Spr. I (Wien 1874), S. 411 ff.

der rüere sich mit vüezen unde ouch mit henden'. Zu diesem schon in der antiken Fabel verwendeten Motiv hat R. Köhler (Germ. 28, 185 ff. = Kl. Schr. II, nr. 21 p. 102 ff., Nachträge p. 678) zahlreiche Belege gesammelt und das Verhältnis unseres Spruches zu diesen Darstellungen festgestellt. Am nächsten steht, nicht was die Erzählung angeht, sondern in der Lehre, das Exemplum des Nicolaus Pergamenus, richtiger Mayno de Mayneri[1]) (Dialog. creat. nr. 58, p. 201 ed. Graesse): '*adjuva temet ipsum, move manum et pedes, et liberaberis, quia qui se iuvat, juvatur a deo*'. Nur erteilt die Lehre nicht Jesus, sondern der heilige Georg, und die Erzählung ist hier einfacher, insofern die Person des als Mensch auf Erden wandernden Jesus fehlt. So auffällig nun auch die wörtliche Übereinstimmung ist, auf einen direkten Zusammenhang darf man deshalb nicht schließen; mehr noch als die inhaltlichen Abweichungen hindert das zeitliche Verhältnis. Solange man den Dialogus creatur. dem Nicolaus Pergamenus, um 1250, zuschrieb, lag keine Schwierigkeit vor. Jetzt aber, wo man den Verfasser des lateinischen Fabelbuches in dem nach 1364 gestorbenen Mailändischen Arzte Mayno de Mayneri erkannt hat, dürfte es schwer sein, die Beziehung zu dem rund 100 Jahre älteren deutschen Dichter herzustellen, d. h. eine direkte. Für zufällig möchte ich aber die Übereinstimmungen nicht halten, sondern annehmen, daß sie aus der Benutzung derselben Vorlage zu erklären sind. Es liegt sehr nahe, diese in einem Predigtmärlein zu erblicken, wie ja der Italiener seine Sammlung zum Gebrauch für Prediger anlegte; auch Odo hat ein solches Geschichtchen in einer Predigt verwendet, das zu Köhlers Belegen nachzutragen ist; '*de rustico et asino in fimum caso*' erzählt, läuft es auf dieselbe Lehre hinaus: '*Surge, piger, et asino tuo primo appone manum, et coadiuvabo te*' sagt Petrus '*rusticum percuciens*'. (Hervieux IV, S. 328 f.).

1) S. Gröber Grdr.² II, 1, 322.

Ganz ähnlich liegt die Quellenfrage bei der Fabel vom klugen und dummen Wanderer (HMS III, 61^{b}, 4).

Beide gehen zusammen bei später Nacht durch den Wald und kommen an einen blumenreichen Seitenweg; der Dumme schlägt diesen ein, während der Kluge zuerst widerspricht, dann aber nachgibt. Beide fallen unter die Mörder; vor seinem Tode noch macht der Weise den anderen für das Unglück verantwortlich, doch der gibt ihm seinen Vorwurf zurück mit den Worten: „*diu schult was dîn, daz merke swer da welle: du waere ie wîser vil denne ich, du volgtest mir ze snelle, des wir tôdes quelle müezen lîden unde zorn.*“

In der lehrhaften Literatur des Mittelalters begegnet dieses Motiv häufig, wie die Nachweise Oesterleys zu Gest. Rom. nr. 67 und Pauli nr. 26 zeigen: der '*wîse*' (die Seele) wird durch den '*tumben*' (den Leib) ins ewige Verderben gestürzt. Diese Deutung fehlt seltsamerweise bei Rumezlant, und die Erzählung ist so schlicht, daß ich keine Entsprechung aufzuweisen vermag. Nur die oben mitgeteilten Worte des Törichten klingen auffällig an die des '*stultus miles*' in der sonst ganz verschiedenen Darstellung der Gesta Rom. an: '*Ipse* (d. h. der sapiens miles) *causa mortis meae est; constat toti mundo, quod ipse est sapiens et ego naturaliter stultus, unde per sapientiam suam non debuisset tam leviter adhaerere stultitiae meae*' (p. 379, 35 ff.) Panzer (Meister Rûmzlants Leben und Dichten, Lpz. 1893, S. 70) erblickt deshalb in diesem Fabelspruch 'eine für den didaktischen Zweck verkürzte und verallgemeinerte Bearbeitung' der lateinischen Erzählung, wohl mit Recht.

Als Fabel möcht ich auch den Spruch HMS III, 57^{a}, 10 ansprechen. '*Ein aventiure hie vor geschach, nu merket waz ez diute*'. Ein Blinder ging des Nachts mit einer brennenden Kerze auf der Straße. Die Leute wunderten sich, was der Blinde mit dem Lichte wolle. Auf ihre Fragen antwortete er: '*daz ich gesenden liuten liuhte, prüebet alle, die wisen mich ze wege von der graben valle*'. Welche Lehre soll man nun aber daraus ziehen? Etwa: achtet bei euerm Handeln darauf, daß euch nicht bloß unmittelbarer, sondern auch mittelbarer

Nutzen daraus erwächst? Eine Parallele oder Quelle zu diesem bîspel scheint nicht zu existieren. Ich wüßte nur zwei Stellen, die den Blinden in einem ähnlichen Zusammenhang bringen. Einmal eine Stelle des 'Finkenritters', des bekannten Lügenromans, wo es auch von dem Blinden der drei Reisegefährten heißt: *'der kaufte . . eine glüende heiße Laterne, damit leuchtete er seinen Gesellen'* (Müller-Fraureuth S. 17). Aber mit einem Lügenmärchen wird Rumezlands sicher ernst gemeinte Fabel oder *'aventiure'*, wie er sagt, nichts zu tun haben. Eher könnte man eine Spervogelstelle (**MF 21,11 f.**) mit der bei Rumezland zu grunde liegenden Anschauung, die somit rund fünfzig Jahre vor ihm verbreitet zu denken wäre, in Zusammenhang bringen. Es heißt dort: *'Ein lieht in fremedes mannes hant, daz fröit den blinden selten'*. An sich betrachtet sind diese Verse unsinnig. Was hülfe dem Blinden das Licht in eigner Hand? wird man verwundert fragen; *'im ist diu vinster naht gelich alsam der liehte tac'* sagt Bruder Wernher Spr. 19,4 Sch. (= HMS 2,231[a]). Die beiden Zeilen bilden nun den Abschluß eines priamelartigen Spruches, und man könnte in ihnen eine durch Häufung herbeigeführte Steigerung erblicken. Jedenfalls aber eine Steigerung bis zum Unsinn! Ist es da nicht ratsamer, statt dessen anzunehmen, den Dichter hätten ähnliche Vorstellungen geleitet wie Rumezland? Trägt der Sehende selbst ein Licht, so kümmert er sich nicht im geringsten um den Blinden; doch erfreut sich dieser des glücklichen Besitzes einer Kerze, so führen ihn die Sehenden, um nicht, selbst ohne Licht, im Finstern tappen zu müssen.

Unvollständig — es fehlen am Anfang 4 Zeilen — ist die Fabel von der dreifachen Kerze (**HMS III, 62[b], 8**) überliefert; die Erzählung ist daher nicht ganz klar. 3 Freunde, so muß man wohl annehmen, besaßen ein Licht, das aus 3 Wachsstöcken zusammengesetzt war. Aber ein Feind stiftete Unfrieden unter ihnen, und uneinig teilten sie ihre Habe, darunter auch die Kerze. *'der kerzen liehter schîn zebrast, daz*

muoste in lange smerzen. wê dem valschen herzen, des rat vröude (wohl in *'vriunde'* zu ändern) *scheiden mac!'*

In origineller Einkleidung behandelt das bîspel das alte Motiv 'Einigkeit macht stark', das uns bald wieder begegnen wird; in der äsopischen Fabel wird die Wahrheit des Satzes durch die Erzählung von den 4 Stieren und dem Löwen erhärtet, oder ein Vater macht ihn seinen Söhnen an einem Rutenbündel klar. Rumezland wählt ein Anschauungsmittel, das mir sonst nicht bekannt geworden ist, wenigstens nicht in einer ausgeführten Fabelerzählung. Dagegen liegt es nahe, eine Beziehung zwischen dem bîspel des niedersächsischen Dichters und den niederdeutschen Sprichwörtern des Tunnicius (nr. 562): *'Gedeilt vür bernt nicht lange'* und (nr. 1102) *'Gedeilt vür geit bolde ût'* herzustellen, derart, daß beides, Fabel wie Sprichwort, auf alten volkstümlichen Überlieferungen beruhten. Allerdings führt der letzte Herausgeber, Hoffmann von Fallersleben, eine lateinische Parallele aus Publilius Syrus an, so daß dieses Sprichwort nicht zu den aus dem Volksmund aufgezeichneten gehören würde, sondern antikes Gut wäre (s. Einl. S. 5); dabei ist nun jedoch zu bedenken, daß die von Hoffmann nach einer älteren Ausgabe angeführte Sentenz in neueren, das Material sichtenden Ausgaben gestrichen ist, z. B. in der von Spengel (Berl. 1874). Vermutlich ist also die deutsche Fassung die ursprüngliche und ein mittelbarer Zusammenhang zwischen dem Sprichwort und der Fabel nicht ohne weiteres abzuweisen.

Das zuletzt besprochene bîspel unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß Rumezlant hier selbst eine ganz kurze Moral, in Form einer Verwünschung, angehängt hat. Sonst hat er diese Art der Belehrung vermieden und lieber diese einer der Personen in der Erzählung in den Mund gelegt. So ist der einheitliche Ton gewahrt, wie in der Fabel vom Ertrinkenden oder vom Blinden; einmal wird auf den in der folgenden Erzählung zu Grunde liegenden besonderen Sinn hingewiesen, in der Blindenfabel: *'nû merket, waz ez*

diute'; weniger geschickt ist die Aufforderung zum Nachdenken in der 2. Fabel angebracht, wo sie der Dumme dem Weisen gegenüber ausspricht, noch dazu in der abgegriffenen Formel '*daz merke, swer da welle*'.

9. Stolle.

Beim Meister Stolle, einem mitteldeutschen Fahrenden, der sich viel in Oberdeutschland aufhielt, treffen wir insgesamt drei Fabeln, zwei Tierfabeln und eine Menschenfabel; die ersteren sind äsopische, HMS III, 8^{b}, 26 der Esel in der Löwenhaut, HMS III, 9^{b}, 37 die undankbare Schlange. Rodenwaldt hat sie S. 23 ff. behandelt. Für die erste läßt sich die Benutzung einer lateinischen Vorlage nicht nachweisen, etwa Avian 5 oder eine der Paraphrasen. So wird es wohl auch zu verstehen sein, daß die Fabel recht schlecht gelungen ist. Der Esel bei Stolle läßt sich bedecken: er hat also schon einen Mitwisser seines Geheimnisses. Und statt den Esel wirklich mit dem Löwenfell alle Tiere und Menschen in Furcht setzen und verjagen zu lassen, begnügt sich der Dichter, ihn eine Rede halten zu lassen. Mühsam zusammengereimt wirkt die angeklebte Moral.

Besser geraten ist die andere Tierfabel, die von der undankbaren Schlange, sicherlich wegen des engeren Anschlusses an die lateinische Fassung des Anonymus Neveleti (nr. X), die Rodenwaldt durch Feststellung wörtlicher Anklänge als Quelle wahrscheinlich gemacht hat. Eine Abweichung Stolles, die immerhin eine gewisse Freiheit gegenüber der Vorlage erkennen läßt, muß hervorgehoben werden. Er erwähnt nicht den Aufenthalt der Schlange während des Winters im Hause des Mannes und dessen Aufforderung, es zu verlassen, die die Schlange mit dem tödlichen Bisse beantwortet; allerdings findet sich auch in manchen hss. des Anonymus der erstgenannte Zug nicht. Nach der Darstellung Stolles muß man annehmen, daß die Schlange sofort nach dem Erwarmen sich an ihrem Retter vergeht, wie es auch

bei Phaedrus IV, 19, 4 geschildert wird: *'namque ut refecta est, necuit hominem protinus'*; hier wird auch die Schlange am Busen gewärmt, worin die Romulusbearbeitung nicht folgt (s. Thiele Einl. S. 43), wohl aber Odo nr. LIX (Hervieux IV, 231). Eine ähnliche Vorstellung scheint bei Stolle zu herrschen; die Schlange wird zwar am Feuer gewärmt, aber auf dem Schoße des Mannes liegend. Vielleicht hat außer der literarischen auch mündlich-volkstümliche Tradition auf Stolles Fassung eingewirkt.

In der Menschenfabel (**HMS III, 5ª, 9**) gibt Stolle den Fürsten und Herren die Lehre, in ihren Landen gerecht Gericht zu halten, die frommen Untertanen vor den bösen zu schützen. Er erzählt:

Ein König ritt mit einem wackern Mann nach dessen Haus, das, im Wald gelegen, rings von einem Garten umgeben war. Darin erblickte der König einen Galgen, und verwundert fragte er, was dies zu bedeuten habe. Da antwortete ihm sein Begleiter: *'hie hat vil manigen tac daz grôze unkrût mîn guot krût ernihtet; daz ziuh ich ûz mit mîner hant unt heng ez ûf die hölzer, daz ez dorre'.*

Diesen Spruch des Meisters Stolle haben schon die Brüder Grimm mit der Erzählung vom Helden Walther (von Aquitanien) des um 1050 entstandenen sagen- und märchenreichen Chronicon Novaliciense (Deutsche Sagen nr. 407 u. Anm.) zusammengebracht. Von Walther wird da berichtet, er sei am Ende seines Lebens Klostergärtner in Novalese gewesen. *'Ipse vero accipiens duas longissimas funes extenditque eas per ortum, unam scilicet per longum, alteram namque per transversum, tempore estatis omnes noxias in illas suspendebat erbas, videlicet radicibus ipsorum desuper expandebat contra solis fervorem, ut ultra non vivificarentur'* (l. II, c. 7, MG, SS VII, 86). Die Übereinstimmung beider Erzählungen besteht ausschließlich in dem Zug, daß das Unkraut gehängt wird, im Chronicon an 2 Seilen, bei Stolle an einem Galgen, natürlich schon im Hinblick auf die Auslegung. Ich möchte fast glauben, daß beide Male

ein nicht mehr recht klarer Volksaberglaube der umständlichen Prozedur des Hängens zu Grunde liegt, welcher, das zeigt uns der von Wuttke § 648 (vgl. J. Grimm Myth.[3] S. 915) angeführte: um Raupen aus dem Garten zu vertreiben, hängt man einige oder eine im Schornstein auf, „mit der im Schornstein vertrocknenden Raupe vertrocknen alle andern mit.“ Eine gewisse Anregung mag Stolle auch von biblischen an ungerechten Fürsten vollzogenen Strafgerichten empfangen haben, wie Jos. X 26 oder 4. Mos. 25, 4 ff., deren Ausbeutung zu didaktischen Zwecken Boppes Spruch (nr. 24 ed. Tolle) und Hugo von Trimbergs Bearbeitung (v. 11848 ff.) zeigen. Weiter möchte ich nicht unterlassen, auf eine Karlssage hinzuweisen, auf die ich durch Paul von Winterfelds Gedicht 'Guter Rat' (in seinen Deutschen Dichtern des lateinischen Mittelalters S. 179) aufmerksam geworden bin. Das zu Grunde liegende Motiv geht ja in letzter Linie über Livius (I, 54) und andere auf Herodotos (V, 92, 6) zurück, aber die Ausgestaltung in der Sage, wie sie Notker der Stammler in seinen 'Gesta Karoli' (B. II, c. 12) bietet, ist derart, daß man Stolles Erzählung ungezwungen damit vergleichen, vielleicht auch in irgendwelche Verbindung bringen kann. Notker erzählt uns nämlich: Karl der Große habe einmal nicht recht gewußt, wie er vornehme Franken, die eine Verschwörung gegen ihn angezettelt hatten, habe bestrafen sollen. Er schickte deshalb Boten an seinen Sohn Pippin, der wegen des gleichen Verbrechens zu St. Gallen in Klosterhaft lebte. Ihn trafen die Boten, wie er im Garten das Unkraut ausjätete; sie konnten von ihm keinen andern Bescheid für Karl erhalten als: '*Nihil ... aliud in domando nisi quod fieret. Inutilia [illegible]*' (Mon. SS. II, 736). Und Karl versteht diesen Rat richtig: '*[illegible]*'. Hier haben wir den Teil der Erzählung, der in dem Chronicon fehlt, die Lehre, die Ausdeutung des Unkrauts

Nein, sprach er, swie lang er ist,
ich wil in doch tragen alters eine.
Ich tuon dir sam der karge tuot,
der in hor und in erden
birget sine rîche habe,
ê daz er gebüezet drabe
lâze eim armen sinen kumber werden.

Bei der Farblosigkeit Konrads ist es allerdings aussichtslos, eine lateinische Quelle ausfindig machen zu wollen; es müßte denn sein, daß man auf leise Anklänge wie '*dînes zagels mir ein kleine*' an '*. . caudae pars mihi parva tuae*' großen Wert legte und auf die Nachahmung des Anonymus (nr. 56) schlösse. Eine Abweichung, die Konrads Ungeschick deutlich erkennen läßt, ist noch zu nennen: er will die Deutung möglichst mit der Erzählung vereinigen und läßt daher den Fuchs selbst gleich sein Handeln mit dem eines habsüchtigen Reichen vergleichen. Mit dem Schluß der Fabel Konrads stimmt übrigens recht auffällig der Ausgang der Darstellung des Burkhard Waldis (I, 41, 17 ff.) überein:

Doch ists der reichen kargen art,
Ir keiner nie so kostfrei wardt,
Das er von seinem vberfluß
Dem dürfftigen den kummer buß.

Beinahe noch dürftiger ist die andere äsopische Fabel vom schmeichelnden Esel ausgefallen. Die eigentliche Erzählung ist auf 8 Zeilen zusammengeschrumpft, und alle hübschen Einzelzüge der lateinischen Darstellungen sind verschwunden, so daß eine Entscheidung über die Quelle nicht mehr zu treffen ist. Nicht weniger als 7 Zeilen umfaßt die Moral, auf die es dem Dichter ganz besonders angekommen zu sein scheint; sie ist insofern wichtig, weil hier zuerst ein Gedanke ausgeführt wird, den die Spruchdichter späterer Zeit beinahe regelmäßig in ihren Fabeln behandeln: die Herren

sollen sich den Besitzer des Esels zum Vorbild nehmen, keinen *'kunste lôsen schalc'* d. h. keinen Rivalen des Dichters begünstigen, sondern ihn von ihrem Hofe verjagen.

Für die dritte Tierfabel (18, 31 B.) deren Text ich ausnahmsweise folgen lasse, weiß ich ebensowenig wie Rodenwaldt eine Quelle oder Parallele anzugeben. Der Spruch lautet:

Ein löuwe einen spiegel kôs,
dâ von wart er meisterlôs,
wan er spurte an sîns bildes krefte,
daz sîn pfleger, der in twank,
schein dâ wider in ze krank;
des entweich er sîner meisterschefte.
Diz merke ein herre, der nu sehe in êren spiegel sêre,
ob er drinne erkennen müge,
daz sîn râtgebe im niht tüge:
sô versmâhe er sîne kranken lêre.

Man könnte an ein Märchenmotiv denken, etwa an einen Zauberspiegel, der die Wahrheit verkündet; vgl. W. Wackernagel Kl. Schr. B. I (Lpz. 1872) S. 131, Anm. 8 und S. 132. In seiner Besprechung dieses Bandes hat in anderem Zusammenhang E. Wilcken (Germ. 18 [1873], 383 Anm.) eine Stelle aus Tassos 'Befreitem Jerusalem' angeführt, in der sich eine ähnliche Wirkung des Spiegelbildes zeigt: „Rinaldo ⟨wird⟩ bekanntlich durch das Vorhalten eines blanken Schildes, der als Spiegel dient, aus seiner unwürdigen Weichlichkeit aufgeschreckt und der Pflicht zurückgegeben". Die Lehre, die Konrad aus dem Handeln des Löwen gezogen wissen will, erinnert sehr an die Marners in der Medusafabel.

Ganz deutlich ist die Benutzung eines Märchens in dem Fabelspruch von dem Türsen (32, 121 B.). Zwölf Räuber kamen in das einsam im Walde gelegene Haus eines Riesen; elf davon fraß er, ohne Gegenwehr zu finden. Erst der letzte suchte Widerstand zu leisten und erhielt dafür vom Riesen die Lehre: *'du enmaht nu keiner wer gevâren: dô dîn zwelve*

wâren, dô soltest du dich hân gewert'. Hier könnte die Fabel zu Ende sein, doch nun setzt Konrad mit seiner breiten Auslegung ein: den zwölfen gleicht ein Geschlecht, das die Herren unter ihr Joch beugen wollen, jeden einzeln bezwingend; '*ez wer sich mit einander sîn, swenne erz beginne drücken*'.

Schon die Brüder Grimm hatten die Berührung dieses Spruches mit einem Reimpaarbîspel erkannt, das sie in den Altd. Wäldern B. III (Frankf. 1816) als nr. 5 der altdeutschen Beispiele (S. 178 ff.) nach einer Wiener hs. zum Abdruck brachten. Zuletzt ist es nach cod. Pal. 341 gedruckt bei Rosenhagen, Deutsche Texte des MA 17, nr. 154; weitere Drucke s. Wackernagel LB[4] 619 f., Goedeke DDiMA S. 635[a]. 2 Verse hat Konrad wörtlich herübergenommen (K. 127/8 = 62/63), im übrigen hat das bîspel unter seinen Händen nur gelitten; den in der Vorlage stark hervortretenden märchenhaften Charakter des bîspels hat er bei der Einpressung in die Spruchform verwischt; so fehlt ihm die typische Märchenfigur der mitleidigen Frau des Riesen und an diesem der Zug, daß er gleich von ferne Menschenfleisch wittert (s. J. Grimm Myth.[4] S. 402, 459 f., Nachtr. B. III, S. 159; v. d. Leyen, Märchen S. 69). Unglücklich ist auch die Verwandlung der 12 Wanderer in '*schâcher*'. Konrad wollte vielleicht damit ein ethisches Moment der Wiedervergeltung hineinbringen, beeinträchtigte aber zugleich die innere Glaubwürdigkeit der Fabelerzählung.

Schon 1816 hatten die Brüder Grimm dieses Märchen als ursprünglich deutsch, nicht aus einer griechischen oder lateinischen Quelle geflossen bezeichnet; W. Grimm betonte es wieder in seiner Abhandlung über die Sage vom Polyphem (1857, jetzt Kl. Schr. IV, 428 ff; vgl. auch KHM III, 26 = S. 31 Reclam)[1]). Wie volkstümlich solche Riesengeschichten waren, beweist uns Hermann von Sachsenheim, der im 'Spiegel' V. 12 ff. über die 'Dummen' spottet: '*Sie*

1) In der neuen Bearbeitung von Bolte u. Polívka B. I, 124, Anm. 1.

hörten viel lieber ein mer / Von einem dürsen sagen'. In sehr geschickter Weise ist nun mit diesem Menschenfressermärchen ein ganz heterogenes Motiv verbunden worden, das ursprünglich sicher nicht dazu gehörte und auch in den zahlreichen von O. Hackmann (Die Polyphemsage in der Volksüberlieferung [Helsingfors 1904]) verzeichneten Varianten keine Entsprechung findet. Es ist wieder der Gedanke 'Einigkeit macht stark', der eingeprägt werden soll. Bei Rumezland begegnete er uns in seltsamer Einkleidung, und bei dieser Gelegenheit habe ich schon auf weitere Variationen verwiesen (Aesop. nr. 103 H, Babrios 47; Kurz zu Waldis I, 51). Angemerkt sei noch, daß der Zwölfzahl der Räuber bisweilen die Zahl der Söhne entspricht, denen ihr Vater an einem Bündel Stäbe die Richtigkeit seines Satzes beweist, so z. B. bei Mapes, dist. III, c. 11 (p. 176 Wright, London 1850); s. Liebrecht Germ. V, 62 = Zur Volksk. (Heilbr. 1879) S. 48.

Als letzte Fabel Konrads ist noch der Spruch 31,77 B. zu nennen; sie läuft auf das Sprichwort hinaus 'Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein', und zwar wird dies veranschaulicht an einem Reichen, der solchen Anstoß an der *'milte und êre'* eines Mannes nahm, daß er einen Bravo dingen wollte, ihn aus dem Wege zu räumen. Er ging in den Wald zu einem Räuber und bot ihm für die Beseitigung jenes Mannes 3 von den 5 Pfunden, die er im Beutel trüge. Natürlich hielt der Räuber es für bequemer und lohnender, den Reichen selbst gleich zu töten; *'swer den fromen nîde, dem geschehe alsam, daz ist gefüege'*.

Der Inhalt der eigentlichen Erzählung mutet äußerst unwahrscheinlich und konstruiert an; gleich die Begründung, warum der Reiche den anderen ermorden lassen will, sodann die mehr als naive Handlungsweise des Reichen, der, so muß man nach dem Wortlaut annehmen, dem Räuber den Inhalt seines Geldbeutels nennt oder zeigt. Wie weit allerdings die Schuld an diesen Ungeschicktheiten Konrad beizumessen ist, läßt sich vorläufig noch nicht feststellen, solange seine Quelle

nicht gefunden ist. Mir ist ein bîspel dieses Inhaltes bisher noch nicht begegnet; nur das zugrunde liegende, um es kurz anzudeuten, Bravomotiv fand ich in einem Zusammenhang, der uns zeigt, wo wir die vermutliche Quelle Konrads suchen müssen. Bei Vintler, Blumen der Tugend v. 3058 ff. steht die in der mittelalterlichen Literatur häufige Erzählung von den geheimen Urteilen Gottes.[1]) Ein Einsiedler und ein Engel wandern miteinander, und dabei vollbringt der letztere scheinbar ganz ruchlose Taten, so daß ihn sein Weggenosse für den Teufel hält. Da erklärt ihm der Engel den Sinn seiner Untaten: sie enthalten die geheimen Urteile Gottes und sind für Menschenverstand unbegreiflich. So nimmt denn bei Vintler der Engel einem Reichen alles Geld aus seinem Schrein, um es vor der Tür eines anderen fallen zu lassen. Seinen „Diebstahl" begründet der Engel auf folgende Weise: (v. 3090 ff.)

wann ich wil dich sehen lan,
ob ich recht oder unrecht hab getan,
darumb das ich in dem ersten haus
ainem sein gelt hab genomen heraus.
das tet ich darumb an derselben stet:
der selb wirt het verchauft alles, das er het
und wolt das selb gelt haben geben
ainem morder, der ainem solt nemen sein leben,
seinem veint in ainer grossen stat.

Hier haben wir dasselbe Bravomotiv, wenn auch der Ausgang ein anderer ist. Bei Konrad trifft den Reichen selbst das Los, das er dem Feinde zugedacht hat, bei Vintler dagegen wird er an der Ausführung seines Vorhabens durch die Wegnahme des Geldes gehindert; er geht ins Kloster und dient Gott (v. 3108 ff.). Dieses Bravomotiv scheint sich in der Er-

1) Vgl. Zingerles Anm.; v. d. Leyen, Märchen S. 96; O. Rohde, Die Erzähl. vom Einsiedler und dem Engel Leipz. 1894. (Rost. Diss.); Schönbach, die Legende vom Engel und Waldbruder, Wiener SB phil.-hist. Kl. 1901, nr. 12.

zählung von den geheimen Urteilen Gottes nicht allzu häufig zu finden; wenigstens hab ich es in Rohdes Dissertation vergeblich gesucht; dieser läßt allerdings gerade Vintlers und Arigos [1]) Fassungen unbeachtet, auch die italienischen Quellen, über die Drescher ZfdPh B. 31 (1899), 347 ff. mit besonderer Berücksichtigung unserer Legende vom Einsiedler und Engel gehandelt hat. Wo wir in einer dieser Erzählungen das Motiv antreffen, da paßt es gut in den Zusammenhang: meist will der Mann, um der Blutrache Genüge zu leisten, seinen Feind ermorden lassen. Bei Konrad dagegen wirkt es gezwungen und unnatürlich, so daß wohl die Vermutung nicht ungerechtfertigt ist, er habe den Zug anderswoher, vielleicht aus einer solchen Erzählung von den geheimen Urteilen Gottes, entnommen und mit einigen Abänderungen zu einer Fabel umgestaltet.

Diese Fabel Konrads wurde später überarbeitet und in die Kolmarer Liederhs. aufgenommen, nr. CX p. 462 Bartsch; der Räuber hält noch eine Rede mehr, die Moral am Schluß ist verderbt.

Betrachten wir Konrads Fabeldichtung noch kurz im Zusammenhang: Stofflich bietet sie große Abwechslung; äsopische Motive, Legende, Volksmärchen sind die Quellen, aus denen er schöpft. Dies dürfte aber auch das einzige Lob sein, das man Konrad als Fabulisten spenden kann. Schon bei der Einzelbesprechung wurde auf die Mängel seiner Fabeln hingewiesen, die für seine dichterische Begabung kein gutes Zeugnis ablegen. Dürftige, trockene Erzählungen werden schier erdrückt von der breit aufgeschwollenen Moral, die obendrein bisweilen doppelt angebracht und ganz ungeschickt mit der Erzählung verwoben ist. Formell bedeuten die Fabeln Konrads keine Weiterentwicklung. Vorangeschickt ist die Nutzanwendung niemals; immer folgt sie nach, leider nur einmal von erfreulicher Kürze.

1) ZfdPh. B. 28 (1896) S. 457; auf ihn machte mich Vogt aufmerksam.

11. Kanzler.

Bei dem etwas jüngeren Kanzler begegnen wir der überaus verbreiteten äsopischen Fabel vom Raben und Fuchs, HMS II, 398ᵇ,13; über des Kanzlers Bearbeitung haben Rodenwaldt S. 18 f. und, ohne diesen zu kennen, M. Ewert (Über die Fabel: der Rabe und der Fuchs, Berl. 1893, S. 45 f.) gehandelt, und beide sind zu demselben Ergebnis gekommen, daß die Darstellung Kanzlers, die gegen die lateinischen Fassungen absticht, „frei aus dem Gedächtnis niedergeschrieben" ist. Die von der lateinischen abweichende Nutzanwendung ist bezeichnend für den Brotneid der Fahrenden:

Sus gebent guot toerscher herren vil
dur valsches lop, dur smeichen, liegen, triegen,
wol vüeget affen tôren spil,
ez gebent die narren gerne ir guot den giegen.

Die Kenntnis zweier anderer äsopischer Fabeln verrät Kanzler in den ersten Zeilen des Spruches HMS II, 388ᵃ,5:

Ein esel in löuwen hiute
ein trappe in pfâwen wât
mugent vil der toerschen triegen . . . .

In v. 2 ist wohl mit von der Hagen (IV, 702, Anm. 2) '*rappe*' zu lesen, entsprechend der lat. Fabel (vgl. M. Fuchs, Die Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt, Berl. 1886).

Eine weitere Fabel Kanzlers steht bei HMS III, 468ᵐ, aus einer Leipziger hs. nachgetragen, von Rodenwald übersehen. Ihr Inhalt ist kurz folgender: ein edler Falke wurde gefangen, und seiner hilflosen Jungen erbarmte sich eine Eule, die ihnen ein Pfleger sein wollte. Aber bei Tag ließ sie die kleinen Falken nie ausfliegen, '*des nahtes mûsen als er pflac, daz lêrte er si gar wol nach hûwen wîse*'. Daran schließt sich die Deutung:

als tuot ein ungeslahter rât
die jungen herren nach den schanden mûsen.
wer êre noch guot niht enhât,
kein man solt in behalden noch behûsen.

Sicherlich darf man die Fabel als Ganzes für eine „eigene Erfindung“ des Dichters nehmen, wie Masius (der Kanzler ... Progr. Kreuzb. 1898, S. 3) will. Aber so ganz originell sind die Gedanken im einzelnen nicht, sondern damals offenbar volkstümlich-sprichwörtlich, sind sie zum bîspel zusammengefügt worden. Die lichtscheue Eule mochte wohl als Sinnbild eines nicht standesgemäßen, zurückgezogenen Lebens gelten. So heißt es in der Deutung des bîspels nr. 168 (Eule und Habicht) des cod. Pal. germ. 341 (ed. Rosenhagen) v. 117 ff.:

ich geliche zu der eulen tugent
einen man, der alter und jugent
so lesterlich vertribet
daz er gehazzet belibet
von allen den die eren gernt
und ouch der werlde vreude bernt.

Und in derselben hs., nr. 176, einem Wettstreit der Frau Ehre und der Frau Schande um einen Ritter, wirft die Ehre der anderen vor (v. 247 ff.):

wil er dich ze rat geben,
du lerest in recht ein eulen leben.
dem sint die vogel ouch gehaz
und schrient in ouch an umbe daz,
daz er sich von in zeuhet
und si zu allen ziten vleuhet.

In v. 248 (s. Rosenhagen z. St.) lesen andere hss. '*in ouwen*' oder '*huwen wis leben*', vgl. Laßberg Ls. I, s. 525, v. 247. Im allgemeinen ist schließlich noch auf die Rolle hinzuweisen, die die Eule in Dähnhardts Natursagen spielt (s. die Register).

12. Anonymus.

Angeschlossen sei hier die Besprechung einer Fabel, die in derselben Leipziger hs. wie die letzte Kanzlers überliefert ist. Von der Hagen (III, 451[b]) wollte sie für Marner in Anspruch nehmen, ohne genügende Gründe, wie Strauch S. 78 dartut. Überhaupt ist es unmöglich, die Strophe einem bestimmten Dichter zuzuweisen, da sie in Stolles Almentweise verfaßt ist, deren sich außer Stolle noch Marner, Wengen, Hardegger, Boppe bedienen (s. Strauch a. a. O.). Wegen inhaltlicher Berührungen wird sie, wie Strauch vermutet, in der hs. an die dem Kanzler zugewiesene angereiht worden sein; gedruckt ist sie außer bei von der Hagen auch bei Strauch S. 159. Ein alter weiser Edelmann, so lautet der Spruch, besaß einen edlen Falken, den er selbst besorgte. Auch hielt er sich eine sprechende Dohle, die ganz das Interesse der Kinder des Edelmanns durch ihr lustiges Geplapper auf sich zog; sie allein fütterten die Kinder, '*des valken ahten si niht umbe ein wicke*', weil er '*kunde klaffen niht*'. So geht es heute den Weisen; die Toren werden ihnen vorgezogen, und sie gehen leer aus.

Die Fabel sieht ganz so aus, als hätte der Dichter das Geschichtchen der Wirklichkeit abgelauscht. Oft mag er auf den Burgen der Herren als Fahrender die Szene erlebt haben, wie der alte Schloßherr seinen Edelfalken fütterte, während die Kinder, mit dem stummen Vogel nichts anzufangen wissend, sich um die schwatzende Dohle drängten.[1]) Da wird er an sein eignes Schicksal gedacht haben, wie er oft auch vermeintlich oder wirklich minderwertigen Rivalen weichen muß. Andererseits aber darf man nicht vergessen, daß der Zug — dem Falken wird ein anderer, unedler Vogel vorgezogen — symbolisch gemeint, in der Spruchdichtung nicht selten vorkommt, also wohl typisch ist, wie Roethes Anm. zu Reinmar 152,3 lehrt.

1) Vgl. die Szenen im 'Ruodlieb'!

Der hübsch beobachtete Zug, daß die Kinder sich durch Äußerlichkeiten blenden lassen, kehrt übrigens auch in ganz ähnlichem Zusammenhang in zwei Gellertschen Fabeln wieder (ed. Behrend I, S. 55 u. 178), bloß daß es sich um Nachtigall und Kuckuck oder Nachtigall und Zeisig handelt.

13. Kelin.

Kelin, ein mitteldeutscher Fahrender, über dessen Leben alles Nähere fehlt, hat die äsopische Fabel vom neidischen Hund bearbeitet (HMS III, 23^{b},5). Rodenwaldt (S. 25) spricht ihm „eine gewisse epische Ausführlichkeit“ zu gegenüber den lateinischen Fassungen, ohne aber eine davon als Quelle ermitteln zu können. Aber trotz der angestrebten Anschaulichkeit muß doch die Fabel als recht ungeschickt bezeichnet werden. Der Hund bereut in direkter Rede sein Handeln: *'diz mohte ich michel lieber hân verborn'* und fährt dann, etwas unbedacht fort: *'sône hete ich nicht daz mîn unde ouch daz sîn verlorn'*. Außerdem folgt noch eine ziemlich umständliche, äußerlich angeklebte Belehrung durch den Dichter.

Vielleicht trägt die Überlieferung z. T. die Schuld an der Geringwertigkeit der Fabel. Sie ist nur in der Jenaer Liederhs. auf uns gekommen, und zwar mannigfach verderbt; es fehlt z. B. v. 13 die Angabe, daß der Hund sein Fleisch verlor, v. 7 ist die Stelle *'wie daz daz'* bedenklich, das 2. *'daz'* erst von jüngerer Hand übergeschrieben. Außerdem beginnen alle Strophen dieses Tones außer dieser mit Auftakt. Zur Herstellung des Textes empfahl Strauch in der Regension der Rodenwaldtschen Arbeit, die Fassung der Kolmarer hs. (p. 302 B) heranzuziehen, deren Lesarten auch von der Hagen III, 738^{b} mitteilt. Wie viel von dieser wesentlich glatteren, aber überarbeiteten Darstellung dem Original zuzuweisen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

14. Meister Zilies von Seine.

Auf das Sprichwort 'Es ist nicht alles Gold, was glänzt' läuft die knapperzählte Fabel des mitteldeutschen Zilies hin-

aus. '*Ein Kupfer*' war so übergoldet, daß viele Leute sich täuschen ließen, bis man einen Prüfstein nahm und so den Betrug entdeckte. Genau so lang, 4 Zeilen, wie die Erzählung ist die Ausdeutung: das vergoldete Kupfer bezeichnet einen äußerlich schönen, aber innerlich schlechten Menschen, deren es jetzt so viel mehr gibt als gute; '*helft alle mir daz klagen*'.

Für die weitverbreitete sprichwörtliche Gegenüberstellung des Goldes und des Kupfers verweise ich auf das Mhd. WB., Lexer und Panzer, Rumslant S. 62. Ein Beispiel nur sei angeführt: Hugo im 'Renner' v. 6743.

'ûzen golt und kupfer inne
betriuget dummer liute sinne'.

Noch bei W. Kirchhof, Wendunm. I, 2, 83 (B. I, S. 543) läßt sich ein gelehrter Theologus zu Mainz mit einem übergoldeten Bleiklumpen beschwindeln.

15. Meissner.

Der Spruch des Meißners, HMS III, 94ª, 11 ist im Grunde keine Fabel, sondern eine Parabel, soll aber trotzdem in meine Untersuchung hereingezogen werden, weil er bisher ziemlich unbeachtet geblieben ist. Er enthält die in letzter Linie auf den buddhistischen Roman 'Barlaam und Josaphat' (s. E. Kuhn, Abh. der Kgl. Bayr. Akad. B. XX, Münch. 1897, 1. Abt. 1894) zurückgehende Parabel von den Jahreskönigen, aber Meißners Darstellung ist bisher von allen, die darüber Zusammenstellungen gemacht haben, wie Oesterley zu Gest. Rom. nr. 74 u. 224, R. Köhler, Kl. Schr. I, 580, II, 385, übersehen worden. Die Fassung Meißners ist äußerst knapp, z. T. ohne die Kenntnis ausführlicherer Versionen unverständlich, und man könnte in ihr die Bearbeitung einer ebenso schlichten lateinischen Vorlage sehen, wie es die Erzählung G. R. nr. 224 (S. 630) oder Exempla ed. Klapper nr. 100 ist. Aber bei diesem Spruch führt uns wieder, zum dritten Male.

die Deutung, die der Dichter der Parabel folgen läßt, auf den richtigen Weg. Sie stimmt wörtlich überein mit der Moralisacio der Erzählung G. R. nr. 74 (S. 391, 1 ff.). Hier ist die Jahreskönigfabel in ein altes, weitverbreitetes Novellenmotiv hineingearbeitet: ein König übergibt seinem einzigen Sohn vor seinem Tod einen goldenen Apfel mit dem Auftrag, ihn dem Dümmsten auf Erden zu überbringen. Der Königsohn erblickt diesen in dem Herrscher eines Landes, dessen Bewohner ihm erzählen: '*Consuetudo illius regni est talis, quod numquam rex inter nos regnabit nisi uno anno: finito anno in exilium ponetur, ubi mala morte finietur*' (S. 390). Die endliche Deutung lautet folgendermaßen (S. 391, 1 ff.): '*Faciamus ergo sicut fecit ille rex; dum sumus in nostra potestate in hac vita, ante nos mittamus opera misericordiae, elemosinas largas, perpetrare oraciones et jejunia facere, ut post hanc vitam paradisum poterimus intrare et sine dubio ibi inveniemus opera nostra meritoria, quae fecimus in hac vita, et sic regnabimus ibi cum gloria*'. Und damit vergleiche man des Meißners Deutung, die eine ganze Strophe ausfüllt:

Diz bîspel gibt uns lêre unde rât:
die wîle man diz leben hât,
vür missetât,
daz man guote werk vür sende.
Almôsen sol man geben in Gotes namen,
ouch sol man sich der sünden schamen,
allen tugenden zamen,
durch Got, durch ein guot ende.
Swaz man hie lât,
schiere daz vergât,
ez ist der werlde, daz sprich ich sunder lougen.
uns wirt niht mê,
dan wol oder wê.
unser werk diu varnt mit uns: habet Got vor ougen,

sît milte, bûwet uwer ûch,[1])
der sünden drûch
verleschet, lebet tougen.

Dieser Spruch ist ein weiterer Beleg für die theologische Bildung und die Beziehungen des Meißners zur Predigt, die Frisch in seinen 'Untersuchungen über die verschiedenen mhd. Dichter' usw. (Diss. Jena 1887, S. 32, 69, 71) betont hat, aber ohne dieses Beispiel heranzuziehen. Für die Form des bîspels ist ein Schritt vorwärts zu konstatieren: der Deutung ist eine besondere Strophe eingeräumt, nicht etwas ganz Neues in der Spruchdichtung, denn dergleichen findet sich schon bei Reinmar (s. Roethe S. 244), aber in unserer speziellen Untersuchung der erste Fall. Dicht daneben steht die Fabel Goldeners (s. § 16); 'Spätlinge der Spruchdichtung, bei denen sich schon die dreistrophigen Bare vorbereiten' (Roethe Anm. 302).

Hingewiesen sei noch auf zwei erst neuerdings bekannt gewordene Reimpaarbeispiele, die denselben Stoff behandeln: Melker hs. ed. Leitzmann nr. 39 (Deutsche Texte B. IV, S. 56), Pal. 341, nr. 69 (ed. Rosenhagen S. 56).

16. Goldener.

Beim Goldener, über dessen Leben nichts bekannt ist, findet sich die äsopische Fabel vom Streit des Nordwindes und der Sonne (vgl. Kurz zu Waldis I, 89), in einer besonderen Strophe in der für Fahrende beinahe typischen Weise ausgelegt: so wie der Wanderer gegenüber dem Nordwind, sollen sich die Herren verhalten gegen freche und zudringliche Rivalen, aber ihre Gunst zu teil werden lassen demütig bittenden Sängern, so wie die Sonne ankommt den Wanderer. Die Fabel ist vollkommen eingedeutscht, und eine Beziehung zu Avian 4 oder einer der Paraphrasen ist nicht zu erkennen.

1) So v. d. Hagen, mit der Bemerkung 'verstehe ich nicht' III, 745. *über ûch?*

17. Frauenlob.

Über Frauenlobs Fabeln hat Rodenwaldt S. 26 gehandelt. Es sind zwei äsopische Motive, die uns bei dem gelehrtesten aller Spruchdichter begegnen: einmal, anspielungsweise, die Fabel vom Froschkönig: 294 Ettm. Wenn einer Gutes nicht als solches ertragen kann,

'dem widervert des vrosches sunc,
den nach dem senften stocke vrâz ein grüener unc,
als er verstoln
kam in den pfuol gevarn.

Hier ist also wie in den lateinischen Fassungen die Schlange Froschkönig; Ettmüllers Anmerkung verrät die Unkenntnis der äsopischen, ursprünglichen Fabel. Sodann nr. 204 Ettm.: die Fabel von der undankbaren Schlange, in 8 Zeilen zusammengepreßt, so daß es unmöglich ist, eine bestimmte lateinische Version als Vorlage zu bezeichnen. Auf eine Moral hat Frauenlob aber doch nicht verzichten wollen und sie nun ganz ungeschickt mit dem letzten Satz der Erzählung verbunden: *'ir gift sic aber dô gewan unt schôz, als noch der boese tuot'*.

18. Biterolf.

An dem Verfasser des 'Fürstenlobes', dem Thüringer Biterolf, rühmt Roethe, Reinm. Einl. S. 242, daß er die Manier der Anspielung auf Fabeln mit Virtuosität und Vorliebe handhabe, und stellt die Belege dafür Anm. 299 fast vollständig zusammen.

In Spruch 7,7 (Simrock): *'ein krâ zuo einem edelen valken sprach: her gugguc sît ir da?'* sah Simrock die Improvisation einer Fabel, während Roethe S. 242 es eher für eine Anspielung auf eine damals bekannte Fabel hält; sie müßte ganz ähnlich gewesen sein der Reinmars (nr. 201), bei deren Besprechung auf die Häufigkeit dieses Motives der Überhebung und Blamage eines eingebildeten Tieres hingewiesen wurde.

Man könnte aus einer äsopischen Fabel (Rom. 14) eine entsprechende Begrüßung vergleichen: '*asinus occurrens apro: „salve", inquit „frater"*'.

12,5 ff. bezieht sich deutlich auf die vom Stricker (Altd. Wälder III, 195 ff. = Pal. 341, nr. 145) und von Herrand von Wildonie (S. 168 ff. Kummer) ausführlich behandelte Fabel vom Kater als Freier (vgl. dazu R. Köhler, Kl. Schr. II, nr. 10).

12,9 ff: '*Ein tumber stiez der pfannen stil inz venster an dem tôr; diu schuofe mohte niht hin mite, merkent wiez geschach: daz breite ist alles noch hie vor*'. Eine genaue Entsprechung zu dieser Anspielung ist mir nicht bekannt geworden;[1]) man hat (s. Simrock z. St. S. 332) einen Schildbürgerstreich verglichen, offenbar den, den auch Odo de Ceritona (Hervieux IV, 338) verwertet: . . . *ostendit duos viros in equis sedentes et portantes lignum transversum volentesque intrare per ianuam propter lignum transversum non poterant et remanserunt foras*'.

Eine Anspielung auf eine Fabel könnte man zur Not auch in den Versen 13,3—5 erblicken:

swâ miuse loufent eine katzen an
ob diu erbizzen wirt,
dâ muoz der miuse sîn gar vil.

So gut die Mäuse in der Fabel auf den Gedanken kommen, der Katze eine Schelle anzuhängen (Dähnhardt NS IV, 145), könnten sie auch einmal versucht haben, im Vertrauen auf ihre Überzahl, sie anzugreifen.[2]) In einem mittelgriechischen Sprichwort, das Krumbacher (MSB 1893, II p. 120, nr. 28, dazu S. 112) mitteilt, liegt eine gleiche Anschauung zu Grunde: *Κάτης καὶ ποντικὸς ἐμάχουνα καὶ ὁ βλέπων ἐγέλα* (Katze und Maus kämpften, und der Zuschauer lachte). In diesen Zu-

1) Hingewiesen sei auf 'Wie das Volk spricht' nr. 478, 560, 1940.

2) S. Keller, Untersuchungen über die Gesch. der griech. Fabel S. 327 (Jahrb. f. klass. Philol. Suppl. B. IV, Heft 3).

sammenhang gehört auch die Stelle des Meißners HMS III, 104ª, 2: *'swer da hetzet mit miusen eine starke katzen, der tuot unreht'* usw.

Eine Improvisation auf das Tun seiner Gegner scheint 19,9 ff. zu sein: 'Ein Frosch sprang aus süßem Tau in eine heiße Glut' . . . . dem Frosch gleich handelt ihr'. Ebenso wenig weiß ich zu Zeile 13 ff. dieses Spruches etwas ähnliches beizubringen: *'Reinmar, der Schrîber, Biterolf hânt gense wân, sô si den wolf erkennent und welnt ûz den ziunen gân'*; s. Simrocks Anm. Was aber diese Stelle mit dem Grimmschen Märchen nr. 86 und den dazu angeführten Parallelen (B. III, 145 f. = Recl. S. 156 f.) zu tun haben soll, vermag ich nicht zu erkennen.

II. Kapitel.
Heinrich von Mügeln.

W. Scherer hat schon das Gemeinsame erkannt und ausgesprochen, das Heinrich von Mügeln mit dem ältesten Fabelspruchdichter Herger verbindet: „beide sind darauf aus, die Fabel als Gattung zu pflegen, die andern greifen mehr zufällig und gelegentlich darnach“ (D. St. S. 60). Auch was die Form der Fabelsprüche angeht, steht Heinrich von Mügeln seinen Vorgängern nahe; während er, soweit ich urteilen kann, in seinen Meisterliedern sich überwiegend mehrstrophiger Bare bedient, scheint er sich für die Behandlung von Fabelstoffen die Einstrophigkeit zum Grundsatz gemacht zu haben; nur einmal ist der Deutung außer dem Abgesang noch eine besondere Strophe eingeräumt.

Die Behandlung der Fabeln Heinrichs ist mit ziemlichen Schwierigkeiten verknüpft: es fehlt eine genügende Ausgabe, denn mit Müllers Abdruck der oft flüchtigen und lückenhaften[1]) Göttinger hs. (Göttinger Studien B. II [1847] S. 903 ff.) ist bei einer Quellenuntersuchung nicht viel anzufangen. Nun hatte ich gehofft, dafür wenigstens in bescheidener Form die in Vorbereitung befindliche Ausgabe Burdochs und Dollmayrs heranziehen zu können. Der österreichische Gelehrte sicherte mir auch in liebenswürdiger Weise bereitwilligst seine Auskunft in Fragen der Textkritik und Echtheit zu, aber von

1) S. Jahr Heinr. v. Mügeln, der Maide Kranz § 319.

dem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen, verhinderte der Bescheid des Mitherausgebers und Leiters des ganzen Unternehmens; so war ich gezwungen, selbst die Göttinger, Heidelberger und die sogenannte Wiltener hs. zu vergleichen, während mir die Textstücke der Kolmarer hs. in Prismenphotographie vorliegen.

Ebenso wenig wie für die Textherstellung ist bisher für eine Untersuchung der Quellen Heinrichs getan worden. Müller begnügte sich damit, die Fabeln für die Geschichte der Fabeldichtung im Mittelalter nicht uninteressant zu finden und setzte sie, Reimpaar- und Spruchfabel vermengend oder gar diese aus jener herleitend, an ganz verkehrte Stelle: „sie zeigen uns einen Übergang der Ausführlichkeit, mit welcher der Stricker und Bonerius erzählen, zu einer dieser Dichtungsgattung nicht unangemessenen Kürze". Auch Rodenwaldt verzichtete ausdrücklich auf die Behandlung der Fabeln Heinrichs. In der folgenden Besprechung derselben stelle ich die Fabeln in Gruppen zusammen, entweder wegen der Gleichheit der Quelle oder der Ähnlichkeit des Inhalts sie einreihend; ich beginne mit den Sprüchen, deren Quelle ich in den Distichen des Anonymus Neveleti (hrsg. v. Joh. Draheim, Berlin 1893, Programm des K. Wilhelmsgymnasiums) erblicke. Es sind dies die Fabeln II, VIII, IX, X, XI, XII nach der Zählung Müllers, nach dessen Abdruck ich auch zitiere.

Nr. II ist die Fabel vom schmeichelnden Esel, die uns schon bei Konrad von Würzburg begegnet ist. Ganz leicht ist es bei Heinrich von Mügeln niemals, den Anonymus als Vorlage nachzuweisen; man wird von ihm nicht erwarten, daß er eine wörtliche Übersetzung des schwülstigen, wortspielreichen Lateiners liefert. Gewöhnlich ist es eine einzige Stelle, die uns berechtigt, den Anonymus als Quelle zu bezeichnen, ab und zu kommen noch einige Anklänge hinzu, die aber ohne jene Stütze nichts beweisen würden. So ist es auch bei diesem Spruch. Ich stelle die entscheidenden Worte zusammen:

H(einrich): v. 15 *ich misseralle, sich ich wol, dâmit ich wolde behagen.*

A(nonymus): XVII, 16 *Displicet insipiens, unde placere putat.*

Hier hat Heinrich offenbar sich bemüht, die auf Kontrastwirkung ausgehende Moral des Lateiners wiederzugeben, die allerdings nicht wie bei diesem als objektive Sentenz des Dichters, sondern in 1. Person als Äußerung des Esels erscheint. Wörtliche Anklänge finden sich sonst in diesem Gedicht kaum; man könnte vielleicht anführen A. 1 *testatur amorem,* H. 2 *tet im sîner liebe schîn,* A. 14 H. 13: *multo verbere, slege vil.* Mehr Gewicht möchte ich allerdings legen auf die gleichen Schritt haltende Gedankenentwicklung der beiden Fabeln. Heinrich hat eine kurze Einleitung hinzugefügt, v. 1 hat beim A. keine Entsprechung, aber im folgenden kann man fast Zeile für Zeile, was den Inhalt angeht, nebeneinanderstellen, wenn natürlich auch die deutsche Form des Ausdrucks gewöhnlich wesentlich einfacher ist als die lateinische. Nur 2 Abweichungen Hs. muß man bei dieser Vergleichung feststellen, aber diese führen uns gleich auf charakteristische Schwächen seiner Fabeldichtung hin. Beim A. geht die Erzählung ungestört fort, H. dagegen schiebt eine moralische Zwischenbemerkung (v. 9 *die tôrheit ungelücke rach*) ein, so daß er nun erst wieder, statt mit der Vorlage die Umarmung des Esels zu schildern, durch die nichtssagenden Worte (Z. 10 *dô er sich glîchen wolde dem hunde*) den Zusammenhang herstellen muß. Und dann, das ist die andere wesentliche Verschiedenheit, begnügt sich H. nicht mit einer Nutzanwendung, die wie hier in Z. 18 ganz objektiv, fast in Form eines Sprichwortes, vom Dichter ausgesprochen wird, sondern er legt dem handelnden Tier, das zur Selbsterkenntnis gelangt, schon vorher noch eine Moral in den Mund. Hier besonders ungeschickt: der Esel verflucht in sehr komischer Weise, sicherlich aber vom Dichter unbeabsichtigt, seine eigene *'eselîe'*. *„Du büst 'n Essel, segt de Essel taun Essel"* heißt es

nach Höfer, Wie das Volk spricht (nr. 470) im Lüneburgischen.

Die 8. Fabel nimmt eine Sonderstellung dadurch ein, daß diesmal der Dichter der Moral eine besondere Strophe einräumt; diese warnt so eindringlich und so sehr ins einzelne gehend vor schlimmen Reisegenossen, daß man am liebsten aus der Dichtung ein unangenehmes Reiseerlebnis Heinrichs erschließen möchte. Die Fabel, die solche Gedanken in ihm erweckt, ist die äsopische von der Löwenteilung; in der zusammenfassenden Arbeit von Konst. Górski (Die Fabel vom Löwenanteil usw. Berl. Diss. 1888) ist Heinrichs Darstellung nicht herangezogen worden.

Bevor ich in die Untersuchung des Verhältnisses zur Quelle eintrete, einiges wenige zum Text, denn diesmal erweist sich die Göttinger hs. als besonders ungenügend. Daß für '*ganz*' (v. 1) '*geiz*' zu lesen sei, hat schon Schröer S. 468 bemerkt. In v. 10 findet sich eine Lücke: '*min . . . von uch ich durch das virde kere*'; die anderen hss., die im übrigen — die Wiltener ausgenommen — von G(öttinger hs.) abweichen, bieten zur Ergänzung das Wort '*gunst*'; so ist v. 10 also wohl nach G und W(iltener hs.) zu lesen:

'*mîn gunst von uch ich durch daz virde kêre*'. Mehr darüber noch beim Vergleich mit der Vorlage, dem Anonymus nr. VI.

Gleich der Anfang der Fabel scheint mir außer durch einen unverkennbaren wörtlichen Anklang (durch Sperrung bezeichnet) durch den Bau der Sätze die Abhängigkeit Hs. zu verraten. Ich stelle die Anfänge der Fabeln nebeneinander:

H. *Ein geiz ein schâf ein kalp in zorne wart bereit | uf einen roub: si swûren mit dem louwen eit | geluckes schicht si nêmen sunder tadel.*

A. *Ut ratione pari fortunae munera sumant | sumunt foedus ovis capra iuvenca leo.*

Auch die Gründe des Löwen, sich die erste und zweite Portion zuzuweisen, sind dieselben: *honor — adel, vis — kraft.*

Und wenn der Löwe dann beim A. fortfährt: v. 6 '*Et mihi dat melior tertia iura labor*', so hat dieses '*iura*' zweifellos den Ausdruck Heinrichs in der Rede des Löwen beeinflußt:

v. 8: *das dritte teil hân ich nâch rechtes lêre.*

Was bedeutet nun aber die zehnte Zeile, deren Form wir oben schon vermutungsweise festgesetzt haben: 'meine Gunst wende ich von euch um des 4. Teiles willen'? Doch wohl zu ergänzen: 'wenn er mir nicht zufallen sollte'. Diese auffällige Kürze des Ausdrucks möchte ich aus der nicht ganz gelungenen Nachahmung des lateinischen Vorbilds erklären: A. v. 10: '*Et pars quarta meum, ni sit mea, rumpit (rumpet) amorem*'. Der Rest der Fabel Heinrichs zeigt keine wörtlichen Übereinstimmungen mit dem Lateiner mehr; dieser faßt sich überaus kurz, so daß Heinrich, um seine Strophe zu füllen, notgedrungen Eigenes hinzufügen mußte, wie Z. 17. 18; Z. 15 dagegen scheint noch die Wiedergabe von A. v. 10 zu sein.

Für die ergänzende Strophe VIII^{b}, die Warnung vor gefährlichen Weggenossen, weiß ich keine Quelle anzugeben; der Dichter beruft sich Z. 16 auf die 'Poeten', die er auch in der nächsten Fabel anführt, nr. IX nach Müller. Es ist dies die Fabel vom Froschkönig, die auch Marner schon erzählt hatte. Heinrich schaltet hier ziemlich frei mit der Vorlage, so daß man vielleicht an eine andere als an den Anonymus denken könnte. Aber von der Fassung des Romulus und dessen Nachdichtern trennt ihn das Fehlen des Zuges, daß zuerst ein Frosch an den Stockkönig heranschwimmt, danach erst allmählich die andern. Darin stimmt er mit der Anonymusversion überein (nr. 21). Wörtliche Anklänge sind jedoch wenig herauszuhören; am ehesten noch A. 2/3 = H. 2/3, und besonders A. 11 '*Jra Jovem movit*', H. 12 '*den hôen got erwegte zornes galle*'. Daß statt der Schlange der Storch erscheint, darauf ist kein großes Gewicht zu legen. Auffällig, aber wohl auch zufällig ist es, daß Heinrich, von der Vorlage

abweichend, genau da seine Erzählung schließt, wo auch der Marner abbricht, mit der Sendung des Storches; es fehlt die vergebliche Bitte der Frösche um Aufhebung des neuen grausamen Regiments und Juppiters Antwort. Bei Heinrich allerdings mit Recht, denn der Storch '*vorslant in grimme alle*'. Die Nutzanwendung, die der Dichter aus der Geschichte zieht, ist die übliche, wie die Schlußsentenz lehrt, die ich schon oben bei der Besprechung Marners (S. 26) zitiert habe. Hingewiesen sei noch auf einen eigentümlichen Ausdruck Heinrichs in der Moral, bei dessen Beurteilung man zweifeln kann, ob ihn die Reimnot oder der Einfluß der Quelle erzeugt hat. Z. 16 f. heißt es: '*das du icht komest sam der sê in jâmers wê*'; es steht also der See für seine Bewohner, die Frösche. Vorgebildet ist diese Vertauschung beim A. v. 13: '*clamitat ecce lacus*'.

Nr. X enthält die besonders weitverbreitete Fabel vom Wolf und Lamm, '*aller bispelle anevang*' in den Altd. Wäldern III, 167 genannt; mit ihr beginnt ja des Phädrus Sammlung und eine Gruppe der Romulushss. (s. Thiele Einl. S. 18 ff.), und — ein Zeichen ihrer Beliebtheit — auf sie als Vorwurf kunstgewerblichen Fleißes spielt Nicolaus de Bibera in seinem carmen satiricum (v. 1688 f.) an:

Alter ab ere rudi vult tintinnabula cudi,
Vel parat ex stagno, quod stans lupus invidet agno.

Diesmal zeigen sich wieder charakteristische Abweichungen Heinrichs von den Distichen des Lateiners (nr. II). Im Anfang ist die Situation bei ihm sehr vereinfacht, er spart sich den mit doppelter Anaphora gezierten Eingangsvers des Anonymus, der jedem der beiden Tiere das gleiche zuteilt. Bei Heinrich tritt sofort der Wolf in den Vordergrund. In dem folgenden ist der Gang der Handlung in beiden Fabeln derselbe, ohne daß jedoch wörtliche Übereinstimmungen wahrzunehmen wären. Dann aber hat Heinrich eine Veränderung vorgenommen, die man schwerlich als eine glückliche be-

zeichnen wird; er hat die kurzen Reden der beiden Tiere teilweise zusammengezogen und dadurch das frische Hinundher der Wechselrede in der Vorlage abgeschwächt. So vereinigt Heinrich v. 11 [a], 9, 11 [b] des Anonymus (= v. 6—8), um dann v. 12 des A. als v. 9. 10 folgen zu lassen. Natürlich sind dadurch auch die Reden des Lammes zusammengefallen (H. 11 = A. 10[a], H. 12 = A. 13). Um dies zu veranschaulichen und um zu zeigen, wie Heinrich sich dem Wortlaut des Lateiners anzugleichen sucht, mögen die in Frage kommenden Zeilen hier nachfolgen. A. 9—12. *Sic iterum tonat ore lupus: Mihi damna minaris. | Non minor, agnus ait. Cui lupus: Immo facio, | Fecit idem tuus ante pater sex mensibus actis: | Cum bene patrisses, crimine patris obi. | Agnus ad haec: Tanto non vixi tempore, praedo![1]) | Hic tonat: An loqueris, furcifer? huncque vorat.* H. 6—12. *der wolf do rîf „du heldst dîns vater orden, | Du drouwest mir nach sîner tât: | vor mânden sechs tet er mir die erge. | sint du wilt halden sînen rat, | so muz ich sîn von nôt dîns tôdes verge. | daz lemmelîn sprach „ich drouwe nicht, | du morder! dannoch was ich ungeboren'.* Der Schluß der Fabel weicht wieder etwas ab; Heinrich hat es unterlassen, die mit '*nocere*' und Verwandtem spielende Moral der Vorlage wiederzugeben. Im übrigen teilt die deutsche Fabel natürlich die Schwäche der lateinischen, die, vom Romulustext abhängig, die vortreffliche von Phädrus I, 2 erreichte Steigerung durch Umstellung der Fragen und völliges Mißverstehen der Pointe zerstört (s. darüber Thiele S. 14).

Die Fabel vom Wolfe und Kranich, nr. XI nach Müllers Zählung, bietet zunächst wieder textliche Schwierigkeiten. In der Göttinger hs. fehlt Z. 5 ganz; sie läßt sich aus der K(olmarer) und Heidelberger (P) hs. leicht ergänzen: *'h(er) [vnd* K] *zoch ym vs daz bein vnd macht yn wol (da* K)

1) Meine hier von Draheim abweichende Interpunktion — dieser: *tempore. Praedo* usw. — entspricht der Auffassung Heinrichs, findet sich wohl auch in älteren Ausgaben.

gesünt'. Schlimm dagegen steht es mit Z. 8, die in allen 3 hss. so gründlich verdorben ist, daß ich nicht weiß, wie sie herzustellen ist,[1]) zumal die lateinische Vorlage (A. nr. VIII) nichts Entsprechendes an die Hand gibt. Kenntlich ist diese durch Zeile 11 der deutschen Darstellung: '*nûn gâbe sî das leben dîn*'; es ist die wörtliche Übersetzung des A., v. 6: '*Ergo tibi munus sit tua vita meum*'. Sonst war Heinrich gezwungen, seine Erzählung gegenüber der großen Knappheit des lateinischen Vorbildes durch viele Einzelheiten auszuschmücken, und hierin trifft er bisweilen mit Boner, der ja dieselbe Quelle benutzte, zufällig zusammen, z. B. vgl. Boner 11, 32 ff.

Als letzte Fabel dieser Gruppe ist nr. XII zu besprechen; sie enthält die Geschichte vom unzufriedenen Esel, der durch den Tod den Mühsalen des Lebens zu entgehen hofft, aber aus dem Regen in die Traufe gerät: seine Haut wird als Paukenfell verwendet.

Bei dieser Fabel muß ich bekennen, daß ich keine Berührung mit der Darstellung des Anonymus (nr. LVII) nachzuweisen vermag. Wenn ich oben aber doch diesen als die Vorlage bezeichnet habe, so geschah dies, weil der Schluß naheliegt, daß wie in den 5 anderen sicheren Fällen auch diesmal die lateinischen Distichen Heinrich die Kenntnis des Stoffes vermittelt haben. Der Anonymus wie seine Vorlage, Romulus, bieten eine geradezu dürftig zu nennende Erzählung; der deutsche Dichter mußte, um seine 18 Verszeilen heraus zu bekommen, wieder vieles hinzufügen. Aber er benutzt nicht die Situation, die ihm das lateinische Original vorzeichnete: der Krämer befindet sich hier auf dem Weg zum Markt und treibt mit Schlägen sein Tier zur Eile an. Statt dies etwa auszumalen, läßt Heinrich alle Andeutungen der

---

1) **G**: *das icht myn tzörnen an dir werde missen*
K: *daz „ „ zorne „ „ w'den mysen*
P: *wy ich me⁹n czemē in der w'lde misse.*

Zeit und der Örtlichkeit beiseite und beginnt gleich: „*Der esel sprach*“. Nun, wir sind es ja schon gewohnt, daß die Tiere in Heinrichs Fabeln gern Reden halten und besonders der Esel lange Betrachtungen anstellt; aber so weit wie im Verlauf dieser Fabel läßt er sich von seiner Manier zum Glück nicht wieder hinreißen. Schon hat er erzählt, daß aus des Esels Haut ein Paukenfell wurde, aber noch einmal heißt es: '*der esel sprach*'. So sind im ganzen von den 14 Zeilen der Fabelerzählung 11 durch Reden des Esels in Anspruch genommen. Über den Schluß der Fabel gilt schon früher Bemerktes: Z. 15 und 18 haben den Klang von Sprichwörtern; auch beruft sich der Dichter darin auf die mündliche Überlieferung der '*wîsen*'.

Angeschlossen sei an diese Gruppe die 1. Fabel Heinrichs; auch ihr Stoff ist ein äsopischer; sie handelt vom Esel in der Löwenhaut. Welcher lateinischen Vorlage, oder vielleicht gar, ob einer solchen Heinrich folgt, vermag ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Avian V kommt vermutlich nicht in Betracht: zwar stimmt der Anfang beider Fabeln in seiner Knappheit überein (Av. 5/6 H. 1), aber gleich darauf weicht H. ab: der Esel hält ein kleines Selbstgespräch, wie wir das zur Genüge kennen. Dann wird ganz kurz (2 Zeilen) die erschreckliche Wirkung der Maskerade geschildert: abweichend von Avian gerät auch der Herr des Esels in Furcht, wie es sich in des Alexander Nequam Avianparaphrase (S. 62 Fröhner) findet: v. 8 f.: '*inuenta dominum terruit arte suum*' etc. Die weitere Erzählung unterbricht Heinrich in seiner Weise wieder durch störende sittenrichterliche Zwischenbemerkungen (Z. 7. 8). Im folgenden läßt sich wieder eine sachliche Übereinstimmung mit Alexander feststellen: der Herr prügelt den Esel und hält ihm dabei eine kleine Rede; und was er darin dem Esel als Strafe in Aussicht stellt (v. 13 f.: „'*exsolues*' *inquit* '*poenam quam promernisti: crebra tibi misero sarcina terga premet*'“), das geschieht gleich in der Darstellung Heinrichs: '*er bant im weder ûf den*

sac' (v. 13). Die Lehre, die der Dichter anschließt, ist die bei dieser Fabel übliche und erinnert entfernt an die Anfangsworte Avians: '*Metiri se quemque decet propriisque iuuari | laudibus, alterius nec bona ferre sibi*'. Übrigens ist natürlich in Z. 15 der Fabel mit den 3 andern hss gegen G '*êren*' zu lesen statt '*lêre*'.

Oder soll man annehmen, daß Heinrich diesmal überhaupt keiner lateinischen Vorlage gefolgt ist, sondern den ihm irgend einmal bekannt gewordenen Stoff selbständig gestaltet hat, vielleicht unter Heranziehung einer älteren deutschen Darstellung? Rodenwalt nämlich hat bei der Besprechung der Fabeln Stolles (S. 24) auf „einzelne fast wörtliche Übereinstimmungen" Heinrichs mit jenem hingewiesen. Was er allerdings als Belege aus Heinrich zitiert, muß bei einem nachprüfenden Vergleiche sofort alles wieder gestrichen werden bis auf eine Stelle: Stolle v. 9 '*Er wolte ouch löuwen sprünge pflegen*, H. v. 6 '*dô er des louwen sprunge solde phlegen*'. Sonst weicht Heinrich im Aufbau der Fabel gänzlich von Stolle ab, so daß ich nicht an eine Benutzung Stolles glaube und die Übereinstimmung für eine zufällige halte. Dasselbe Argument muß auch gegen die Annahme vorgebracht werden, beide Dichter hätten diesen Zug einer gemeinsamen Quelle entnommen. Bei Heinrich paßt er übrigens gut in den Zusammenhang; durch die Sprünge des Esels gleitet das Fell von den Ohren herunter und macht so die Erkennung möglich. Bei Stolle dagegen ist dieser Zug ganz zwecklos, denn nach seiner Darstellung sind ja des Esels Ohren niemals bedeckt gewesen. Auch ist zu bedenken, daß die Eselslöwensprünge, soweit ich sehe, in keiner lateinischen Fassung der Fabel so nachdrücklich betont sind, vielmehr ist es die Stimme, die ihn verrät, als er wie ein Löwe brüllen will. Vielleicht ist dieses Motiv aus einer volkstümlichen Erzählungsform der Fabel herzuleiten.

Als zweite Gruppe der Fabeln Heinrichs fasse ich nr. VII und nr. XIV zusammen. Es sind solche, die Stoffe aus dem

Gebiet der mittelalterlichen Tiersage behandeln, nr. VII die Beichte der Tiere, nr. XIV Fuchs und Hahn, und auch darin sich gleichen, daß keine bestimmte lateinische Version sich als Quelle nachweisen läßt, wenigstens nicht mit vollkommener Sicherheit. Am ehesten ist es noch möglich bei nr. XIV. Diese Erzählung gehört zu einer äußerst umfangreichen Tiermärchengruppe, die nach Thiele (Romulus Einl. S. LXII f.) im Grunde auf die äsopische Fabel vom Rebhuhn und Fuchs (Rom. nr. 34 Th) zurückgeht. So verbreitet nun die Fassung ist, daß sich das schon in den Klauen seines Feindes befindliche Tier durch eine List rettet — über die verschiedenen Typen s. Voretzsch Zs. f. rom. Ph. B .XV (1891) 136 ff. —, so selten ist zum Glück die humorlose, trocken lehrhafte Fassung, daß sich der Hahn, um den es sich in diesem Falle ausschließlich handelt, nicht wieder befreit, sondern vom Fuchs erwürgt wird zum Lohn für seine Überhebung. Ihr folgt natürlich Heinrich von Mügeln, dessen Spruch Voretzsch a. a. O. nicht erwähnt. Was nun die Quellenfrage angeht, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich Heinrichs Vorlage in der lateinischen Prosafabel des sogenannten Guidrinus, des Cyrillus de Guidone (II, 15 ed. Graesse; bei Voigt, Kl. Denkm. S. 144) erblicke, auf die ich auch das neulateinische Bruchstück de Gallo et uulpe (Voigt S. 111, dazu S. 35) zurückgeht und wohl auch die Erzählung im 'Buch der Beispiele der alten Weisen' S. 87, 38 f. ed. Holland (vgl. R F CCLXXVI f.). Durch die Form seines Spruches war Heinrich zu Kürzungen gezwungen; so fehlt ihm der Zug, daß der Fuchs zum Gesange des Hahnes tanzt; er äußert gleich den Wunsch, von dem weisen Propheten geküßt zu werden. Auch die Abweichung sei hervorgehoben, daß bei Cyrillus sich der Hahn vom Fuchs küssen lassen will, während bei Heinrich er selbst der Küssende ist. Wörtliche Anklänge sind kaum herauszuhören, vielleicht '*dispositionem mutabilitatis celestis*' '*die unterscheid der zît*'. Es ist mehr die Gleichheit des Verlaufs der Handlung in beiden Fabeln, die mich zu

meinem Urteil in der Quellenfrage bestimmt. So findet sich das Motiv, daß der Hahn nach seiner Ergreifung im Gespräch mit dem Fuchs seinen Fehler erkennt, auch bei Cyrillus; im folgenden allerdings legt dieser dem Fuchs die Lehre in den Mund, während der deutsche Dichter wie immer die letzten 4 Zeilen zu eigener Moralisation benutzt.

Die andere Fabel dieser Gruppe stimmt mit keiner der mir bekannten Versionen der Tierbeichte, 'einer der schönsten und gründlichsten erfindungen' (R F CXCIII), entscheidend überein. Für die Vergleichung lege ich Goedekes Zusammenstellung zu Grunde [1]). (Vgl. auch Kurz zu Waldis IV, 1, R. Köhler Kl. Schr. II, 572 f.; nachzutragen wäre noch Teichners Erzählung von der Beichte des Bären, Wolfes und Esels [Karajan S. 163] und das von Seemann hrsg. Fragment, Münchn. Museum I (1911) p. 108 f., mit weiteren Literaturangaben). Die Tiere, für deren gemeinsame Wanderung Heinrich keinen Grund angibt, sind wie in den ursprünglichen Fassungen Fuchs, Wolf, Esel. Unmotiviert schlägt der Fuchs — er tut es auch sonst — die Beichte vor und bekennt zuerst seine Sünden; ihm folgt der Wolf. Das Verbrechen, das der Esel zu seinem Unheil beichtet, ist mir sonst nicht begegnet: '*so muz ich immer klagen, das ich das gras hab bi der ban yenaget*'. Damit sollte eigentlich die Beichte zu Ende sein, aber der Dichter läßt seinen Esel noch hinzufügen '*unde secke vil getragen*'; er begeht damit wieder eine rechte Ungeschicklichkeit, daß er den Esel noch über die Härte seines Loses jammern läßt, wo es sich doch um eine Sündenklage handelt. Er bringt sich durch diesen nachklappenden Zusatz selbst um die hübsche Wirkung des sonst unmittelbar folgenden Verdammungsurteiles des Wolfes, die er vielleicht anstrebte: '*ein strâzenrouber ist er gewesen*'. Man vergleiche damit einmal, wie geschickt andere Dichter dieses bei Heinrich störende Motiv verwenden.

1) DDiMA² 617a.

Auch sie lassen den Esel über sein hartes Leben klagen, um seine 'Untat' in milderem Lichte erscheinen zu lassen z. B. Hugo von Trimberg (RF S. 395); oder noch besser der König vom Odenwald (X, 73 ff.), sonst ein mäßiger Poet: '*der esel sprach: waz sal ich klagen! Ich han grozze secke getragen, Slege han ich vil derliten*'. Da unterbricht der Wolf ungeduldig die Lamentation: '*was sollen dise mer? Sag wem du getan hast schaden*'.

Als Nutzanwendung folgt eine Warnung vor schlechter Gesellschaft, ganz ähnlich der von Fabel 8.

Es bleibt nun noch eine Reihe von Fabeln übrig, deren Stoff weder äsopisch ist noch aus mittelalterlicher Tiersage stammt. Enger zusammen gehören stofflich die Fabeln 4—6 Müllers. Gemeinsam ist ihnen der Zug, daß der Hund für seine treuen Dienste von seinem Herrn nur schnöden Undank erntet; alle drei richten sich, wie die Deutungen lehren, gegen undankbare Herren, vor deren Dienst, wie oft in der Spruchdichtung (s. J. Meier Beitr. 15, 314), gewarnt wird. In Fabel 4 läßt der Herr seine eignen Hunde, obwohl er sie zur Jagd auf Bären verwendet, Hunger leiden und füttert fremde. Aber eines Tages trifft ihn gerechte Strafe. Er stößt auf die Spur eines Bären, der fremde Hund aber macht sich gleich davon, als er die Gefahr wittert. Von dem Bären, den er ohne die Hilfe der Hunde bezwingen wollte, zerrissen, sieht der Herr sein Unrecht ein. Die Moral beschließt Heinrich mit der Sentenz: '*an fremden hunden wirt gar oft vil guter tât verloren*'. Die Mahnung, seine Gaben oder Dienste nicht an undankbare Fremde zu verschwenden, ist mir in dieser Einkleidung nicht wieder begegnet. Es scheinen aber zur Bezeichnung solchen Tuns dergleichen sprichwörtliche Redensarten üblich gewesen zu sein; in einem unechten Spruche Reinmars (bei Roethe S. 560, nr. 305), in einem Priamel, das allerlei zweckloses Handeln zusammenstellt, heißt es u. a.: '*wer streichet dicke frömden hunt, wer alten Juden tauffet ..... sol es dem alles wol ergan, des muss Gelucke walten*'.

In Fabel nr. 5 verstößt der Herr gegen die Mahnung Frauenlobs (56, 1 Ettm.): *'Ein jager sol wol jagende hunde haben wert'*. Er läßt seinen treuen Hund, der ihm schon lange gedient hat, im Stiche, als dieser einen Bären angreift. Der Bär zerreißt den Hund, indem er ihm die Untreue seines Herren vorhält. *'Nâch solchem herren, rât ich dir, du salt nicht ferre frâgen'*. Heinrich hat hier den Vorteil der Dienenden im Auge und verschleiert auch nicht seinen Standpunkt. Rûmezlant beschäftigen genau dieselben Gedanken, aber er tut, als läge ihm das Wohl des Herren am Herzen. Er schickt auch ein Gleichnis, das aus demselben Bereiche stammt, voraus, zu dem Panzer in seiner Dissertation über R. eben den Spruch Heinrichs und die vorher zitierten Worte Frauenlobs in Beziehung gesetzt hat. Es heißt bei Rûmezlant HMS III, 58ª, 14, Z. 3 ff.:

'Swan sô der snê gevallen ist, sô hoer' ich daz vil dikke, | man sprichet: „gip den winden brôt, ez hât gesnîet." | Swer sine guoten winde lat in hunger nôt verderben | den sumer lank | der mak des winters in dem snê vil lüzzel mite erwerben | ir maht ist krank. | al minen vriunden wil ich disen sank bediuten: | krank ist der herren maht mit ungereiten liuten'.

Auch die 3. Fabel dieser Gruppe (nr. 6) muß ich ohne genaue Entsprechung lassen; erzählt wird in ihr, wie ein alter Leithund einem Kinde als Führer dient bei der Spürjagd und später von dem Vater des Kindes geschlagen wird, während dieses doch selbst an seinem Unglück schuld ist; unbedacht ließ es das Leitseil fahren, und auf eigene Faust jagend verirrte es sich. Daraus wird dann die Lehre gezogen, nicht lange im Dienst schlimmer Herren zu bleiben, nicht darin alt zu werden, sondern rechtzeitig sich von ihnen zu wenden. Der Stoff dieser Fabel, vielleicht auch der beiden andern dieser Gruppe, scheint mir der Wirklichkeit entnommen zu sein. Das Los des Leithundes, als dessen Aufgabe meist bezeichnet wird, langsam zu spüren, hat auch der Dichter des Frauenlobes (6, 13 Simr.) zu einem Gleichnis benutzt,

das der Schreiber auf seinen Gegner münzt: *'swelch leithunt ie suohte unrechte vart, des sît gemant: ein strâf im wart bî mîner zit von sînes meisters hant'.*

Die beiden noch übrigen Fabeln Heinrichs, nr. III und nr. XIII, bilden wieder eine Gruppe für sich; die handelnden Tiere sind zwar verschieden, aber beidemal sind es typische Vertreter schlechter Singer[1]), in nr. III die Gans, in nr. XIII der Esel. Ihrem Tun vergleicht der Meister das künstlerische Wirken eines unbegabten Standesgenossen. Die Gans (nr. III) vergißt ihrer Herkunft von einer mit Rüben gesottenen Mutter; in stolzem Selbstgespräch äußert sie den Wunsch, in einem Käfig leben und singen zu dürfen. Ein Bäuerlein hört es und tut ihr den Gefallen; aber als sie nicht über ihr *'gigâ'* hinauskommt, dreht er ihr voll Ärgers, betrogen zu sein, den Hals um. Die Moral warnt davor, sich in Dinge einzulassen, die man nicht versteht, und schließt mit einem etwas auffälligen, sprichwortähnlichen Satz: *'der keiser ist unschuldig dran, wirstu in schanden enden'.* Der Fabel weiß ich nichts an die Seite zu stellen, weder ihr als Ganzem noch im einzelnen; nur das eine, daß im Gegensatz zu der Gans hier in einem altfranzösische Fabliau (Barbazan-Méon I, 53, vgl. Uhland, Abh. z. d. Volksliedern ed. Fischer S. 58 f. u. Anm. 87) das von dem Wolf davongetragene Gänslein sich beklagt, weil es nicht das liebliche Geschick seiner Schwestern teilen könne: *'Il n'en i a nule remese | Ne soit rostie lez la brèse | D'aigret confite et de vinaigre | Is n'en i a nule si maigre | Ne soit mise par escueles'.*

Die Fabel von der Gans ist recht frisch erzählt und wirkt gut, besonders durch den plötzlichen Übergang in die direkte Rede. Die andere Fabel dieser Gruppe ist bei weitem nicht so gut geraten. Mit Hilfe des 'adamas' — nirgends sonst läßt sich die hier dem Adamas beigelegte Wunderkraft nachweisen (s. Lambel, Volmars Steinbuch s. XXIX) —

1) Vgl. Panzer Rumezl. S. 59.

ließ sich ein Vogel auf den Grund des Meeres hinab und holte dort seine Speise. Der Esel, zwar mit dem Stengel einer Distel ganz zufrieden, ließ sich aber doch den Stein geben, um solcher Kunst teilhaftig zu werden. Den Stein im Maul tauchte er bis auf den Grund des Meeres; hier aber ließ er ihn aus dem Rachen fallen, so daß das Meer den Esel *'nimmer wolde tragen'* [emportragen]. Natürlich beklagte der Esel noch schnell den Verlust der Weisheit (logisch richtig erwartet man: des Steines), ehe ihn der Tod ereilte. So geht es dem, der eine Kunst, die er nicht versteht, ausüben will.

Die Fabel scheint aus allerlei fern auseinanderliegenden Bestandteilen zusammengeschweißt zu sein; der Esel als Typus des schlechten Sängers gehört ja zu den Requisiten eines jeden Meistersingers; die Taucherkünste verleihende Kraft des Adamas dürfte aus der Alchymisterei des Mittelalters stammen und zwar vom 'Stein der Weisheit' auf jenen übertragen sein. So ist bei Andreä z. B. im 'Turbo' (übers. v. Süß S. 134) die Rede von einem Mönch Chimeron, der mit Hilfe des Steines der Weisen außer sonstigen Wunderwerken es fertig bringt, bis auf den Grund des Meeres hinabzusteigen; auch Alexanders Taucherabenteuer (Annol. 213 ff.) ist zu vergleichen, worauf mich Vogt aufmerksam machte. In der Vorlage Heinrichs wird vermutlich der Stein der Weisen es sein, der diese Wunderkraft besitzt; Heinrich setzte zunächst den Adamas dafür ein, während er gegen Ende zu (v. 17) vom *'adamas der wîsheit'* spricht. Jetzt läßt es sich auch verstehen, daß der Esel, wie schon erwähnt, nicht den Verlust des *'adamas'* sondern der *'Weisheit'* beklagt.

Übrigens findet sich auch in der Lügendichtung ein ganz ähnliches Motiv, auf das mit einigen Belegen hingewiesen sei; Marner XIV, 190 f. singt von einem weißen Bären, *'den vienc ein wildcr esel an des meres grunt'*; vgl. Reinmar 159, 3 u. Anm.; Uhland, Abh. S. 181 aus einem dänischen Lügenlied: *'das Pferd läuft weit im Meeresgrunde'*.

Die bisher besprochenen Fabeln sind mit zwei Ausnahmen (nr. 13 und 14) in den 4 hss übereinstimmend unter dem Namen Heinrichs von Mügeln überliefert, 13 und 14 dagegen nur in der Göttinger hs. Allein dieser hs wird von Schröer und Jahr für die Überlieferung der Werke Heinrichs eine solche Bedeutung zugestanden, daß hinsichtlich der Echtheit der in ihr überlieferten Dichtungen keine Bedenken aufsteigen; ob ganz mit Recht, das kann ich natürlich nicht beurteilen. Anders aber liegt die Sache, wenn in der so arg überarbeiteten Wiltener hs sich Sprüche unter dem Namen Heinrichs finden, die in keiner andern hs auf uns gekommen sind. So kann ich es nicht billigen, daß Zingerle (Germ. V, 287 f.) ohne weiteres, bloß auf Grund der Überschrift und des gleichen Tones 2 Fabeln aus dieser späten hs für Heinrich von Mügeln in Anspruch nimmt. Ich möchte diese ziemlich ungehobelten Erzeugnisse, deren Plumpheit sich auch in der Wahl der Tiere (in nr. 1 Kalb und Löwe, in nr. 2 Kalb) verrät, für das Werk eines späteren Meistersingers halten, der in Heinrichs Tone dichtete. Denn das muß zugegeben werden, daß die äußere Form des zweiten Spruches der des echten entspricht (Z. 1—14 Erzählung, 15—18 Moral), so daß für ihn die Bedenken bezüglich seiner Echtheit, die sein Inhalt erregt, nicht von dieser Seite her unterstützt werden. Anders beim ersten Spruch, der ganz abweichend von Heinrichs festem Gesetz schon in Zeile 14 mit der Ausdeutung beginnt. Nr. 1 gehört zu der großen Zahl von Fabeln, die die Überhebung und den Sturz eines eingebildeten Tieres vorführen. Eine genauere Entsprechung jedoch zu dem Kalb, das den Löwen zum Zweikampf am Kaiserhof herausfordert, aber gleich an Ort und Stelle von ihm zerrissen wird, nachdem es vor dem Kampf — auch der Zug stimmt nicht zu Heinrich — bereits seine Torheit bereut hat, ist mir nicht bekannt geworden; ebensowenig zu dem allgemeinen Gerede der anderen Fabel, die ohne rechte Entwicklung und ohne alle Pointe ist, von dem zum Ochsen gewordenen Kalb, das über alle Tiere sich erhaben fühlt, überall aber sich nur lächerlich macht.

Ganz lehrreich ist es, was die Kolmarer Meisterliederhs an Überarbeitungen von Fabeln Heinrichs bietet, mit den Originalen zu vergleichen. Die erste von den 3 Strophen hat Bartsch in seiner Ausgabe S. 495 (nr. CXXVIII) unter dem Namen Heinrichs von Mügeln abgedruckt, während er die 2. und 3. Strophe nicht mitteilte, 'weil sie, für sich stehende Fabeln, schon bekannt sind'. Er hätte wohl auch auf den Abdruck der 1. Strophe verzichtet, wenn er sie als bloße Überarbeitung der 5. Fabel Heinrichs erkannt hätte. Die Abweichungen sind allerdings hier größer als bei den zwei anderen, aber eine neue, selbständige Dichtung ist nicht daraus geworden. Daß der Hund den Sommer über Hunger leiden, im Winter dann jagen muß, erinnert durch den schärfer herausgearbeiteten Gegensatz von Sommer und Winter mehr als die Vorlage an den oben verglichenen Spruch Rumezlants. Es kam dem Bearbeiter augenscheinlich nicht darauf an, eine vollständige mit dem Tode des Hundes endigende Fabel zu erzählen. Nach 6 Zeilen wirklicher Erzählung von der doppelten Not des Hundes beginnt schon ganz unvermittelt die Deutung: '*Wer bôsen herren dienen wil, der hât den lôn wol halp vorhin verloren*'. Aber lange wird dieser Gedanke auch nicht weitergesponnen, ihn verdrängt ein anderer, der mit der vorhergehenden Erzählung auch nicht das geringste zu tun hat: '*darzû so glîch ich einen man, der wil mit sîner kunst zu hôhe stîgen*'. Es scheint, als sei der Bearbeiter in Nöten gewesen, die Zeilen der Strophe zu füllen, und habe eins der typischen Motive unbekümmert um den Zusammenhang eingeschaltet.

Enger, so daß der Verlauf der vollständigen Fabel derselbe bleibt, schließen sich die Bearbeitungen der 11. und 10. Fabel ihren Vorbildern an (= Strophe 2 und 3 des Liedes der Kolmarer hs). Aus Strophe 2 seien nur zwei Einzelheiten hervorgehoben: die verdorbene Stelle in XI, v. 8 ist frei umgedichtet (*'Ich hett die mynen zen wol zu geslissen'*), so daß für eine Besserung des Originals sich nichts ergibt.

Interessant scheint mir auch die Abänderung des Verses Heinrichs *'sîn lôn do hiesch die dêmut sîner stimme'* durch den Bearbeiter zu: *'den lon hiesch er von ym in senffter stymme'*. Die Stelle wird uns gleich beschäftigen, wenn wir auf die Sprache Heinrichs in seinen Fabeln einen kurzen Blick werfen.

Ziemlich verworren ist die Bearbeitung der 10. Fabel. Bezeichnend ist es für die Ängstlichkeit oder auch für den Stumpfsinn des Bearbeiters, daß er den Wechsel des Ausdrucks Heinrichs (v. 2: *'grund*, v. 3 *bach*, v. 5 *wâg*) beseitigt und überall das Wort *'wag'* einsetzt. Z. 6 ff. des Originales ist vollkommen mißverstanden und verdreht, so daß das Lamm 'seines Todes Ferge' sein soll u. s. w. Zur Charakteristik der Bearbeitung seien zwei Zeilen Heinrichs und ihre 'Umdichtung', die offenbar das Wort 'erge' beseitigen wollte, zum Schluß nebeneinandergestellt.

H. v. 8. *vor mânden sechs tet er mir die erge*
10. *so muz ich sîn von nôt dîns tôdes verge*
Bearb.: v. 8. *so mustu wesen dines todes ferge*
10. *da ers bezeich vnschuldiger materge.*

Das Gesamturteil über die Fabeldichtung Heinrichs wird kein günstiges sein können. Auf ihre Schwächen, die nur selten einmal durch Vorzüge wie frischer Ton der Erzählung und Lebendigkeit der Handlung etwas gemildert werden, habe ich schon bei der Einzelbesprechung hingewiesen, so daß ich hier mich kurz fassen kann. Vor allem stört uns die leidige Gewohnheit, die eigentliche Fabelerzählung schon durch moralisierende Zwischenbemerkungen zu unterbrechen, weiterhin auch die fatale Neigung der Tiere zum Redenhalten, besonders noch kurz vor dem Tode oder gar nach dem Tode. Auch die Sprache Heinrichs muß als dem Fabelton wenig angemessen bezeichnet werden, und man kann es den Bearbeitern seiner Fabeln im Grunde nicht übelnehmen, wenn sie seine gespreizten und gesuchten Ausdrücke entweder mißverstanden oder änderten. Eine mir charakteristisch erscheinende Stelle (XI, 6) habe ich oben schon ausgehoben;

Heinrich braucht das Abstraktum (*sîn lôn dô hiesch die dêmût sîner stimme*), der Bearbeiter setzt dafür, seinem schlichteren Empfinden gemäß, ein: '*den lon hiesch er von ym in senffter stymme*'. Für diesen, auch bei Wolfram häufigen Gebrauch des Abstraktums, der bei Heinrich vielleicht auf den Einfluß der lateinischen Sprache und Dichtung zurückzuführen ist, finden sich noch mehrere Belege, z. B. VI, 9 *den hunt dô slug des vater zorn,* VI, 12 *sint man mîn alter strâfet mit dem rîse.* Aber beinahe noch störender wirken für mein Gefühl in einer Fabel solche Gespreiztheiten und Geziertheiten des Ausdrucks wie VI, 13 *er hoeret nicht der lêre horn,* IX, 3 *erlachte solcher tumpheit schimmel* u. s. w. Auch das Formelle der Fabeln Heinrichs wurde schon zur Genüge betont; die Erzählung nimmt Zeile 1—14 ein, während in Z. 15—18 die Moral enthalten ist, die meist einen väterlich ermahnenden Ton anschlägt und beinahe regelmäßig mit einem selbstgeprägten Sprichwort oder sprichwortähnlichen Satze endet.

III. Kapitel.

Anonyme Fabeln in späteren Meisterliederhandschriften.

Ich beginne mit den Fabeln der berühmtesten und wichtigsten hs, der sogenannten Kolmarer Meisterliederhs. (Cmg. 4997); die meisten hat Bartsch in seiner Ausgabe (Stuttg. 1862, Lit. Ver. 68) mitgeteilt, von einigen gibt er nur den Inhalt kurz an in dem Verzeichnis der Strophenanfänge. Da die hs nicht verschickt wird, war ich auf Bartschs Angaben angewiesen, und es mag sein, daß mir so noch einige Fabeln entgangen sind, die, von Bartsch unbezeichnet oder übersehen, nach den Strophenanfängen nicht als solche kenntlich sind.

Zunächst sind es Bearbeitungen von Fabeln älterer Spruchdichter; sie sind schon bei der Besprechung der Originale berücksichtigt worden, so daß hier nicht auf sie eingegangen zu werden braucht. Es genüge, sie übersichtlich zusammenzustellen: Bartsch nr. 35, 1—18 (S. 302): Kelins Fabel vom neidischen Hund; nr. 93, v. 41—60 (S. 425): Marners Fabel vom Esel, Fuchs und Wolf; nr. 110 (S. 462 ff.): Konrads v. Würburg Fabel vom Reichen und dem Mörder; nr. 127 (S. 495 f.): Heinrich v. Mügeln nr. V; dazu gehören die von Bartsch nicht gedruckten Bearbeitungen von nr. IX und X Heinrichs. Die Art der Überarbeitung ist in den Strophen eine verschiedene; sie weichen alle, mehr oder weniger, vom Original ab in Einzelheiten,

aber außer in einem Falle (nr. 110) ist die ursprüngliche Einstrophigkeit bewahrt, die überarbeitete Strophe jedoch mit anderen, die inhaltlich damit nichts zu tun haben, zu zwei- oder dreistrophigen Baren verbunden. In nr. 110 dagegen ist die Erzählung zu einem dreistrophigen Bar ausgesponnen worden; die erste Strophe entspricht dem Original, die beiden andern enthalten sich daran anschließende moralisierende Klagen über '*milte*' nnd '*kerge*' in der Welt.

Auch nr. 198 (Bartsch) wurde schon oben erwähnt, da dieses Lied mit Reimars Spruch von der Fau Unsaelde (nr. 178) inhaltlich nahe verwandt ist; aber es hängt nicht von ihm ab, ebensowenig von der Reimpaarerzählung in Laßbergs Liedersaal (nr. 155; B. 2, 575 ff.), auf die Roethe in der Anmerkung zu Reinm. 178 hingewiesen hat, unter Betonung des engen Anschlusses des Meisterlieds an sie. Bei Laßberg ist es ein Ritter, der durch das auf ihm lastende Unglück seines Herren Gunst verliert; er flieht in den Wald und haust dort eine Zeitlang. Als er sich ein Feuer anzündet, sieht er über sich auf dem Baum ein ungeheures Wesen sitzen, das sich ihm auf seine Frage als sein böser Dämon zu erkennen gibt. Er lädt es zu seinem kärglichen Mahle; nur ungern leistet es Folge und wird, nichtsahnend am Feuer sitzend, von dem Ritter ergriffen, '*der ez besloz in ainen aicher.*' Von Stund an nimmt sein Glück bei Hofe wieder zu. Ein Neider, der von dem Ritter den Grund seines Glückes erfahren hat, eilt stracks in den Wald, um das Unglück wieder gegen jenen loszulassen, aber dieses bleibt zur Strafe bei ihm selbst. Im Meisterlied ist der Vorgang in eine ganz andere Sphäre verlegt und viel anschaulicher und leibhaftiger dargestellt. Zur Winterszeit ging ein armer Mann, dem '*Unsaelde an . . hienc*', in den Wald, Holz zu holen. Er mühte sich vergeblich ab, einen Stamm zu spalten und rief in seiner Not Unsaelde an, ihm zu helfen. Diese, hier viel weniger dämonisch gedacht als dort, mehr die Rolle des dummen Teufels spielend, hilft ihm bereitwillig beim Spalten

des Stammes und wird, als dabei der Keil herausspringt, gefangen, eingeklemmt wie *'her Brûn'* durch Reinhart. Froh geht der Mann nach Hause und *'in einem jâre dô gewann er kiste und kasten vol'*. Das erregt den Neid seiner Schwägerin; sie erkundet die Ursache des Glücks und eilt mit Axt und Schlegel in den Wald und befreit die angstschweißtriefende Frau Unsaelde. Sehr hübsch ist nun der Schluß der Geschichte: Frau Unsaelde bleibt auch fortan bei ihrer Erlöserin, aber nicht zur Strafe für ihren Neid, wie dies der Verfasser der Reimpaarerzählung in aufdringlicher Breite Frau Unsaelde ihrem Befreier auseinandersetzen läßt, sondern aus Angst vor ihrem früheren Träger, ganz wie im Märchen der Tod sich fürchtet, den starken Schmied zu holen, der ihm früher einmal übel mitgespielt hat. 'Er könnte mich töten', meint Frau Unsaelde, 'und dann — du hast mir eine solche Woltat erwiesen, daß es undankbar von mir wäre, nicht immerdar bei dir zu bleiben.' Wirkungsvoll faßt dann der Dichter seine Lehre in einem Wunsche zusammen: *'ach herre got, daz ez noch gieng al nâch derselben maez, swâ ein untriwez herze waer, daz im Unsaelde ûf sînem nacke saez'*; er erreicht so mehr als jener mit der zwanzigzeiligen Moral seines Reimpaarbispels, das überhaupt weit unter dem Meisterlied steht.

Von einem „engen Anschluß" des Liedes an die Reimpaarerzählung in dem Sinne, daß diese jenem als Quelle gedient habe, kann m. E. nicht die Rede sein; gleich sind nur die mythologischen Vorstellungen von der Unsaelde, für deren weite Verbreitung Roethe a. a. O. zahlreiche Belege gibt, alle Ausführungen im einzelnen dagegen verschieden, so daß wir hier kein Beispiel für die direkten Beziehungen zwischen Reimpaar- und Spruchbîspel haben.

Ein aesopisches Motiv, das uns im Verlauf der Untersuchung noch nicht begegnet ist, tritt uns in dem Lied nr. 139, v. 31 ff. entgegen: die Fabel oder richtiger Parabel von der Äffin und ihren 2 Kindern; das Lied findet sich

übrigens auch in der sog. Wiltener hs., Zingele S. 378. Die Geschichte stammt in ihrer mittelalterlichen Fassung aus Avian 35 — Aesop 366 (Halm) weicht etwas ab — und ist auch hier keine eigentliche Fabel, im Praeteritum erzählt, sondern eine 'Tierfabel' im Sinne Zells, eine Fabelei nach Art des Physiologus, im Praesens berichtet. Die Parabel wird im deutschen Lied nicht ausführlich erzählt, sondern der Dichter begnügt sich, die wichtigsten Punkte herauszugreifen, sodaß es unmöglich ist, die Beziehungen zu Avian oder einer seiner Paraphrasen festzustellen. Das Wesentlichste ist, daß der Fassung des Liedes der ursprüngliche Schluß fehlt: bei Avian rückt das *'leider'* Kind in der Gunst der Mutter an die Stelle des toten lieben. Diesen Zug konnte der Verfasser nicht brauchen, weil er seinen Absichten geradezu entgegengesetzt war. Er vergleicht sich mit der Äffin; auch ihm hat Gott zwei Kinder gegeben: *'daz ein hiez glücke, dez wolt ich hân behalten'*, aber es eilt von ihm; *'daz ander ungelücke hiez, daz wil mîn sêre walten'*. Dieses sein Leid, daß das Glück nichts von ihm wissen will und nur das Unglück ihm treu ist, hat der Meister auch schon in den beiden vorhergehenden Strophen des Bares beklagt, einer Traumerzählung vom Glückrad. Wie er vergeblich sich auf diesem zu halten sucht, schildert die 1. Strophe, während in der 2. Strophe der Dichter sich ohne Erfolg bei einem in einem hohlen Berge hausenden Zwerge nach dem Glücke erkundigt. Zu einer wirklichen Fabel hat den Avianstoff der Stricker (nr. IX Hahn) umgestaltet; seine Auslegung ist eine ganz andere: Jäger = Tod, Äffin = Mensch, das liebe und das leide Kind: weltlich Gut und Sünde.

Als *'exempel Ysopi'* werden durch die Überschrift 3 Fabeln bezeichnet, die zu einem dreistrophigen Bar vereinigt sind, bei Bartsch nr. 16 (S. 293 f). Wir wollen sehen, ob mit Recht. Die erste Strophe enthält die Erzählung von der Krähe, die ihre Jungen warnt vor den Listen des Menschen, aber aus der Frage eines der Jungen merken muß, daß diese

klüger sind als sie selbst. Diesen Stoff in seinen verschiedenen Abwandelungen hat W. Grimm in seiner Abhandlung 'Tierfabeln bei den Meistersingern' (Kl. Schr. IV, 366 ff.) besprochen, als er eine Fabel ähnlichen Inhalts (die Wölfin warnt ihre Jungen) aus einer späten Berliner Meisterliederhs. herausgab. So wird die Fabel bei Hugo von Trimberg erzählt von der Elster, bei Rollenhagen (II, 7) und seinen Vordermännern (s. Goedeke z. St.) und bei Schupp von dem Sperling, bei Marie de France nr. 93 (vgl. dazu Warnke, die Quellen usw. S. 244) von dem Raben, ebenso bei ihrem Übersetzer, dem Verfasser der Romulusversion LBG (nr. 70; Hervieux II², 612); dagegen fehlt diese Fabel bei Gerhard von Minden (s. Leitzmann S. CXVIII), der ja wiederum auf den Derivé complet, wie Hervieux die Version LBG nennt, zurückgeht, ebenso im Magdeburger Aesop. Die Romulusfabel wäre also als Quelle anzunehmen, wenn wir eine solche literarische suchen; und zu dieser Annahme berechtigt wohl die auffällige wörtliche Übereinstimmung der deutschen und lateinischen Fabel: v. 4 ff.: *'swann ir sich sehent biegen den man zer erden nâch dem stein .... sô solt ir fliehen bî der zît'*: *'si videritis eum inclinantem ad terram, fugite velociter'*. Sonst sind jedoch einige Verschiedenheiten festzustellen. Dem deutschen Dichter kommt es auf die Belehrung an, er spart sich daher die einleitenden Worte über die Örtlichkeit: in der lateinischen Fabel erfahren wir, daß die Krähe mit ihren Jungen auf einem Baume sitzt und einen Mann herausspazieren sieht. Auf die Warnung der Mutter hin erklärt dann das Junge: *'etiam si se non inclinaverit, appropinquantem fugere volo'*, die Alte darauf: *'Bonum est et de cetero pro te non sollicitabor'*. In der deutschen Fabel dagegen richtet die junge Krähe mit breiter Ausmalung des Falles, der Mensch trage den Stein schon bei sich, an die alte die Frage, was man dann tun solle; und diese konstatiert dann bloß, offenbar innerlich beleidigt: *'mîn kint du bist vil wîser dann dîn muoter ist'*. Seltsam ist auch die Nutzanwendung, die der Verfasser aus der

Geschichte zieht: *'die jungen vindent boeser fünde vil mêr dann die alten'*.

Die in der 2. Strophe enthaltene Fabel gehört zu jenem großen Kreis der Fuchs- und Hahnfabeln, der oben bei der Besprechung Heinrichs von Mügeln berührt wurde (nr. 14 Heinrichs); Voretzsch hat in seiner zusammenfassenden Behandlung (Z. f. rom. Ph. XV, 1891, S. 136 ff.) die Darstellung des Meisterliedes übersehen. Sie gehört zu der Gruppe, die das Landfriedenmotiv verwertet; dies tut auch die Erzählung des Dérivé complet (Hervieux II, 598 f. nr. 51) vgl. Gerhard 113, Magd. Aes. 47), aber hier sind Fuchs und Taube die handelnden Tiere. Vorher geht allerdings im Romulus eine andere Erzählung, die von Fuchs und Hahn handelt, aber diese gehört zur Gruppe der doppelten Überlistung, wie ich sie der Kürze halber nennen will. Soweit ich sehe, ist also die Fassung der Kolmarer hs. die älteste „Friedensfabel", wie Voretzsch sich ausdrückt, in deutscher Sprache, unvermischt mit anderen Motiven; in späterer Zeit hat sich gerade diese Version großer Beliebtheit erfreut (s. Kurz zu Waldis IV, 2).

Von Fuchs und Wolf im Brunnen[1]) handelt die 3. Strophe des Meisterliedes nr. 16; auch diese Fabel ist Voretzsch entgangen, als er diesen Stoff säuberlich in seine zahlreichen Gruppen zerlegte (a. a. O. S. 352 ff.) Um die Version des Meisterliedes richtig einzuordnen, müssen wir seine einzelnen Motive scharf auseinanderhalten. Der Fuchs, so erzählt der Meister, kommt über einen Brunnen und hält sein Spiegelbild für *'sîns herzen trût'*; er läßt sich deshalb schnell in dem einen Eimer hinab in den Brunnen. Der Wolf kommt auch zu dem Brunnen, erblickt den Fuchs und fragt ihn: *'Reinhart, trût geselle, sag, bistu in der helle?' „Nein, im Paradies! Her zu mir alle!"* entgegnet der Fuchs. Drauf setzt sich der Wolf in den leeren Eimer und fährt in die Tiefe, während der Fuchs davonkommt. Vergleichen wir nun damit alle

1) S. Dähnhardt, NSIV, 231.

die Fassungen, die Voretzsch zusammengestellt hat, so ergibt sich uns, daß das Meisterlied mehrfach mit der Darstellung des RF übereinstimmt. Natürlich finden sich manche Abweichungen, vor allem Kürzungen, wie dies ja bei der Lösung aus dem Zusammenhange des Epos und bei der Einpressung in die Strophe eines Meisterliedes selbstverständlich ist. Aber drei Momente stellen doch deutlich das Lied neben das Epos: 1. Auch im RF glaubt der Fuchs in seinem Spiegelbild sein Weib zu erkennen (v. 840); allerdings springt er hier in den Brunnen hinab und hat seine Not, sich über Wasser zu halten. 2. Auch im Epos erklärt Reinhart dem Wolf, im Himmelreich zu sein und des Paradieses Wonne zu genießen (v. 892, 897 ff.). 3. Reinhart rettet sich dadurch, daß er den Wolf in den oberen leeren Eimer steigen heißt (v. 932), während er selbst in dem unteren Platz nimmt.

So scheint es mir zweifellos, daß wir in dem Meisterlied der Kolmarer hs. ein Zeugnis für das Fortleben des mhd. Tierepos des Glîchesaere haben, allerdings wohl kein Zeugnis für direkte Benutzung, wie sie ohne Zweifel die Reimpaarerzählung in Laßbergs Liedersaal (II, 43 = RF 356 ff.) durch sprachliche und sachliche Übereinstimmungen beweist[1]). Näher als dieses bîspel steht unsere Fabel dem Epos noch durch die Beibehaltung wenigstens eines Eigennamens; im Reimpaarbîspel fehlen diese ganz. Andrerseits lassen sich aber im Lied kaum sprachliche Beziehungen zum Epos nachweisen, an denen das bîspel so reich ist. Es mag sein, daß dies an der größeren Kürze und der Verschiedenheit der Form (Spruch gegenüber Reimpaar) liegt; jedesfalls könnte ich als wörtlichen Anklang nur bezeichnen v. 43: *'er wânde er saeh sîns herzen trût'* an RF 839: *'Reinhart wânde sehen sîn wip, diu was im liep als der lîp'* (auch in das bîspel übernommen: *'sîn wîp er sehen wânde'*). In welchem Verhältnis nun auch das Meisterlied zum alten Tierepos stehen mag, auch für jenes gilt,

1) Voretzsch, Z. f. rom. Ph. XVI (1892) S. 33 f.

was Voretzsch über die sonstigen Ausläufer des RF und des Tierepos überhaupt sagt (S. 34): „wo sich wirklich eine Benutzung des Glîchesaere wahrscheinlich machen läßt, wird die epische Erzählung regelmäßig in eine rein didaktische verwandelt, d. h. der Stoff ist nicht mehr Selbstzweck, sondern nur noch Mittel zum Zweck.“ Im Reimpaarbîspel dient ja die Erzählung von Fuchs und Wolf im Brunnen dazu, zu zeigen, '*daz wîbes minne manegem nimt die sinne*'. Das mit der Erzählung in Beziehung zu bringen, ist ein Kunststück, das dem Verfasser nicht restlos gelungen ist; immerhin ist die Lehre gutgemeint; aber geradezu unmoralisch ist die 'Moral', die der Verfasser des Liedes, ganz konsequent, folgen läßt (v. 55 ff.): '*ein wîser man der merke daz: würde im sîn glück mit schîben laz, vil lîht fund er ein tummen gouch, ab dem erz wider werge*'. Hübsch ist zu sehen, wie daran jemand in alter Zeit Anstoß genommen und als Ersatz für die Worte von '*vil lîht*' an dazu geschrieben hat '*oder also: „also wirt noch mang stolzer helt betroge* [darüber: *zwūgē*] *von eym twerge“.*'

Nicht gerade originell ist der Stoff, den das Meisterlied nr. 143 B. behandelt; es führt uns den Esel als Schüler vor (s. Lambel Erz. u. Schw.[2] S. 16 f.). Schon bei Marner hatten wir etwas Ähnliches; dort begab sich der Esel zum Fuchs in die Lehre. Hier ist der '*meister*' des Esels offenbar ein Mensch, und die ganze Geschichte erinnert mehr an den Schwank des Pfaffen Amîs. Dem lerneifrigen Esel legt man hier auch ein Buch vor, daß er das Abc lerne, aber ganz ohne den Erfolg, den der schlaue Amîs erzielt. Verzweifelt sagt dem Esel schließlich der Schulmeister die Wahrheit: '*du bist ein esel, ein tummer gouch . . . du wirst ouch nimmer guoter pfaff und giengest du ze schuole tûsent jâr*'. An die erste Strophe, die die Fabelerzählung enthält, schließt sich eine weitere, nicht vollständig überlieferte; schon durch die Überschrift wird das Lied als '*strâfliet*' bezeichnet, und die Auslegung versäumt nun natürlich wieder nicht, die Stümper

in den hohen Künsten aufs Korn zu nehmen; der Dichter will sich hüten zu diesen Narren zu gehören, er will, das nächste müssen wir ergänzen, sich in den Grenzen seiner Begabung halten.

Der Esel ist auch der Held der folgenden Fabel (nr. 128 B.), eines fünfstrophigen Bares. Er ist des schlechten Lebens überdrüssig; trotz seiner fleißigen Arbeit wird er schlecht behandelt, während das Schwein, das nie etwas leistet, in Freuden lebt. Er möchte es auch so gut haben und stellt sich krank. Und er hat auch Erfolg: Herr und Herrin sind besorgt um ihn und füttern ihn besser, so daß er voll Behagens den Entschluß faßt, es auf die Dauer so weiter zu treiben. Da sieht er eines Tages, wie das inzwischen fettgewordene Schwein vom Metzger geschlachtet wird. Angstschweißbedeckt fürchtet er für sich das gleiche Geschick und schnell verzichtet er auf das üppige Leben, um zu seinem früheren harten Dasein zurückzukehren. So möge auch der Mensch die Arbeit dem faulen, üppigen Leben vorziehen, dann wird ihn Gott erlösen; dem faulen Müssiggänger aber wird des Schweines Los zu teil: *'er wirt verlorn gar in des tiuvels porte'*.

Die Quelle unseres Liedes möchte ich in einer Fabel Odos (nr. 33, Hervieux IV, 207) erblicken. Die Erzählung nimmt dort genau denselben Verlauf; nur der Herr und die Herrin des Esels haben ihre Rollen ein wenig vertauscht, ohne daß dadurch der Gang der Handlung irgendwie berührt wird. Dazu kommen noch einzelne wörtliche Anklänge wie: *ingemuit > er echzet vast* (v. 19); *habeo bonum seculum > sie hât ein vil gût leben* (v. 33); *porcus fuit inpinguatus > die sû wart feizt* (v. 37) u. a. Im allgemeinen ist die deutsche Fabel etwas verbreitert gegenüber der Vorlage, die sehr knapp ist. So sind die kurzen Selbstgespräche des Esels weiter ausgesonnen. Auch die Auslegung des deutschen Dichters entspricht ganz der Odos; bloß hat dieser zuerst das Schwein, dann den Esel ausgedeutet.

Marie de France hat in Fabel 76 eine sehr ähnliche Geschichte vom Dachs und den Schweinen erzählt, und Warnke (die Quellen usw. S. 230) ist geneigt, alle in diesen Bereich gehörigen mittelalterlichen Fabeln — das Meisterlied ist ihm entgangen — auf die Phaedrusfabel V, 4 zurückzuführen. Hier verschmäht der Esel die Gerste, die ein dem Herkules eben geopferter Eber übrig gelassen hat aus Furcht, er möchte dasselbe Los erleiden wie jener. „Diese Fabel kam im Mittelalter zu der einfachen Form, daß der magere Esel das immer fetter werdende Schwein beneidet, bis er sieht, zu welchem Zwecke dieses gemästet wird.“ Bei Marie und Odo sei dann „als steigendes Moment hinzugefügt worden, daß es dem neidischen Tiere gelingt, an dem Futter der Schweine teilzunehmen.“ Die Herleitung aus der Phaedrusfabel, mehr noch die von Warnke skizzierte Entwicklung der Fabel im Mittelalter scheint mir bedenklich, zum mindesten einseitig aufs Abendland beschränkt. In einer Erzählung in ‘1001 Nacht’ (Breslauer Ausg. I, S. 21), die Warnke übersehen hat, finden wir eine nahe verwandte Version der Fabel. Hier beneidet der Ochse den Esel um sein gutes Leben als Reittier; dieser gibt ihm den Rat, sich krank zu stellen und das schlechte Futter, das man ihm sonst zuwirft, zu verschmähen. Der Ochse befolgt den Rat des Esels, und alles geschieht, wie er gewünscht. Aber der Herr, der der Tiersprache kundig ihre Unterhaltung belauscht hat, spannt den Esel an Stelle des Ochsen ins Joch. Jammernd kehrt der Esel abends von der Arbeit heim und erkundigt sich beim Ochsen, was er morgen zu tun gedenke. ‘Ich werde fortfahren zu tun, was du mich gelehrt hast’, entgegnet dieser, froh des faulen Wohllebens. Da nimmt der Esel seine Zuflucht zur List: er macht den Ochsen durch Andeutungen zunächst ängstlich, um ihm dann mitzuteilen, der Herr habe die Absicht, den kranken Ochsen zu schlachten; der Schlächter sei schon für morgen bestellt, und wenn sich der Ochse nicht auf sein gewöhnliches Futter stürze, das man ihm zur letzten Probe

vorwerfen werde, so sei es um ihn geschehen. Mit dieser schlauen Rede erreicht der Esel auch wirklich sein Ziel. Diese orientalische Version — sicherlich gibt es auch Varianten dazu — wird man bei einer Entwicklungsgeschichte jener Fabel nicht unberücksichtigt lassen dürfen.

Den Wolf als Büßer führt uns die nächste Fabel vor, deren Inhalt Bartsch S. 60 etwas zu kurz angibt. Der Wolf beichtet einem Priester seine Sünden und erhält Vergebung unter der Bedingung, sich künftig alles Fleisches zu enthalten und *'by dem wasser . . spyse'* zu nehmen. Der verführerischen Versuchung durch einen andern Wolf, der vorschlägt, mit ihm in einen Kälberstall einzubrechen, widersteht er; aber als er am Bach, von Hunger gequält, einherspaziert und einen Esel im Wasser stehen sieht, der seinen Durst löscht, da kann er sich nicht länger halten: er verspeist den Esel als einen Hausen, später dann eine Sau als Krebs. Als er aber nun heuchlerisch zum Priester zurückkommt, jagt ihn dieser ohne Absolution von dannen. Und wer gleicht dem Wolf? Das sagt uns der Dichter in den letzten 3 Zeilen: *'Die stet reuber tunt glich dem eben in yrem leben die grosze sunde han getan vnd cleyne schand bedecken'*. Das Wesentliche dieser Fabel ist, wie schon Bolte (zu Beheim nr. 6) gesehen hat, die Vereinigung der beiden sonst nur getrennt vorkommenden Motive (Esel = Hausen, Sau = Krebs); sie scheint sich nur hier zu finden. Zu beobachten ist auch, daß die Rahmenerzählung (der Wolf beim Priester) durchgeführt ist — der Wolf kehrt zu dem Priester trotz seiner Schandtaten zurück — während Beheim gleich nach der Aufzählung seiner Verbrechen zur Auslegung übergeht. So ist dieses Lied, besonders auch durch die wie scheint originelle, der Steigerung dienende Einführung eines Versuchers, ziemlich breit, aber nicht eigentlich schleppend geworden. Es ist eins der besseren dieser Hs. und mag im Anhang (nr. 1) seinen Platz finden.

Was sich sonst noch an Fabeln in der Kolmarer Hs. findet, kann kurz abgetan werden; es sind 3 Straflieder,

alle gegen 'dumme Sänger' gerichtet; so drückt es gleich die Überschrift des einen (nr. 14 bei Bartsch) aus. Etwas höher steht noch das letzte (nr. 168 B.), dem man eine gewisse Geistreichigkeit der Erfindung bei der Verwertung des abgeleierten Motivs, dazu auch einen anständigen Ton gegenüber den Rivalen nicht absprechen kann. Zwei Gesellen, so heißt es da, gingen in den Wald Nüsse zu sammeln; der eine versteht sich darauf und nimmt nur gute Früchte, während der andere blindlings darauf lospflückt. Zu Hause betrachteten die Leute die Beute der beiden Gesellen, und ein verständiger Mann fällte das Urteil: *'der guoter nüzze niht vâren kan, der bricht ir mê dann ander drî die dâ der besten râmen'*. Die beiden folgenden Strophen deuten dann bis ins einzelne die Erzählung aus; *'gesanges hort, daz ist der walt'*, die Reime sind die Nüsse darin; daraus ergibt sich von selbst, wen die beiden Gesellen bedeuten.

Viel tiefer steht nr. 14. Ein Affe spiegelt sich voll Freude und Stolz, bis er merkt, daß nur leerer Schein ihn getäuscht hat und er den Spiegel traurig zerbricht. Dem Affen vergleicht in der 2. und 3. Strophe der Verfasser einen *'tummen man, der sich nimt an daz er niht hât gelêret'*; dabei geht es nicht ohne derbe Ausfälle ab: der Gesang des Gegners erinnere an das Krächzen einer Krähe, er könne *'noch minner danne ein swîn'* u. s. w. Auch ein apologisches Sprichwort wird eingeflochten (v. 26: *geschreies vil und lützel wolle gap ein sû*); die vollständige Fabel s. Dähnhardt NS. III, 10f.; vgl. auch MF. 145, 1 u. die Anm.

Das minderwertigste ist aber entschieden das Meisterlied nr. 86. Hier zeigt schon gleich die Wahl der Tiere und die Situation, in der sie uns vorgeführt werden, daß wir es mit dem Werk eines literarisch ungebildeten, d. h. in der Fabeldichtung nicht bewanderten Verfassers zu tun haben. Ein Kalb, so erzählt er, sah auf einem Apfelbaume schöne Früchte glänzen und machte krampfhafte Versuche hinaufzuklettern. Darob lachte laut ein Affe auf, *'als dem kalp dâ*

sin stigen zam reht als eim mülstein über Rin ze swimmen'. Schließlich gab die Mutter Kuh ihrem Kinde den Rat, auf dem Erdboden und bei seinem Stroh zu bleiben. Die 2. Strophe trieft geradezu von höhnischer Überlegenheit des alten Sängers gegenüber dem jüngeren; dieser solle erst noch ein Jahr bei einem Schäfer in die Lehre gehen und das Singen *'underwegen'* lassen, bis er mehr gelernt habe.

Nach diesem Einerlei freut man sich, endlich wieder einmal einem andern Gedanken zu begegnen. Die Lehre 'Einigkeit macht stark', die in der Fabel des Cod. Pal. germ. 392, f. 2r steckt (gedruckt nicht ohne Versehen von Holtzmann Germ. III, 312 f.) ist an sich ja nicht neu, und wir haben auf unserm Gang durch die Spruchdichtung dieses Motiv schon mehrmals angetroffen. Aber die Einkleidung ist diesmal wieder eine ganz andere und keineswegs, soviel ich sehe, gewöhnliche. Der Inhalt des fünfstrophigen Liedes ist etwa folgender: Ein weiser Mann besaß am Fuß eines Berges eine Mühle, die getrieben wurde von einem Bach, der von jenem Berg herabkam und gerade stark genug war für ein Rad. Kurz vor seinem Tode berief er seine 4 Söhne zu sich und ließ sich von ihnen das Versprechen geben, sich vor Schande hüten zu wollen. Aber es dauerte kaum ein halbes Jahr, da wurde auf den Rat des vierten Sohnes, den sie zum Obmann gewählt hatten, *'der wag in vier getailt'*; jeder der vier ging seinen kostspieligen Liebhabereien nach, und bald gerieten sie in Not. Sie mußten ins Elend, ein anderer Meister aber baute die zerstörte Mühle wieder auf. An diese recht anschauliche, nur hie und da durch den Zwang der Strophenform beeinträchtigte Erzählung schließt sich als Deutung eine Mahnung, die nichts zu schaffen hat mit der Kleinlichkeit und dem erbärmlichen Brotneid, die sich sonst fast überall breit machten, die man beinahe für die Pole aller 'Straflieder' ansehen kann. 'Kaiser, König, ihr Fürsten, seid einig und haltet euer Land zusammen; nur so könnt ihr in dieser Zeit bestehen'. Und um die Richtigkeit seiner Mahnung mit einer

geschichtlichen Tatsache zu erhärten, verweist der Dichter sie auf Alexander den Großen *'vnd denckend an den grossen alexander*[1]) | *der zwang ain land zem ander* | *darumb sein gwalt mûst werde(n) also prait'*. Wenn hier der Meister den Herren seiner Zeit Alexander als Vorbild hinstellt, so liegt es nahe zu vermuten, daß auch zwischen dem Ruin der Mühle und dem Zerfall des Reiches Alexanders, zwischen den Söhnen und den Diadochen eine gedankliche Verbindung bestehe. Zum Ausdruck bringt der Dichter dies nirgends, und wir tun vielleicht seiner historischen Bildung mit unserer Vermutung zu viel Ehre an. Wenn man allerdings bei ihm so viel geschichtliches Wissen voraussetzen könnte, so möchte ich es nicht für ausgeschlossen halten, daß es den Dichter bestimmt hat, dieses für seinen Zweck sehr geeignete Märchenmotiv einer Fabel zu Grunde zu legen. Denn ein Märchen dürfte die Geschichte ursprünglich sein; wenigstens findet sich in solchen der Vater, der seinen drei Söhnen (oder Knechten) eine Mühle vererbt, öfters, z. B. KHM nr. 106 u. Anm.; zur Fabel umgeformt: Steinhöwel Extrav. XIII. (ed. Oesterley S. 223 f. = Hervieux II², 291 f.).

Die andere Fabel, die noch in dieser Hs. (fol. 47ᵛ) enthalten ist, steht hinter der ersten bedeutend zurück. Auf ihren Inhalt brauche ich nicht besonders einzugehen, da sie im Anhang als nr. 2 abgedruckt ist. Sie ist in erster Linie deshalb interessant, weil sie wieder ein Beispiel des Zusammenhangs zwischen Reimpaar- und Spruchdichtung ist; und zwar hat dem Meistersinger ein bîspel als Quelle gedient, das in den 'Altd. Wäldern' III, 204 ff. nach einer Wiener Hs. gedruckt ist. Dort wird erzählt: Ein Habicht hatte jahrelang auf einem Baum im Wald gelebt und seine Jungen groß gezogen. Da ließ sich eines Tages, als er gerade nicht zu Hause war, eine Krähe in der Nähe

1) Diesen Vers hat Holtzmann, durch den gleichen Anfang zweier Zeilen der Hs. getäuscht, übersprungen und eine Lücke angenommen.

nieder, und bald ertönte das lästige Krächzen der Jungen. Der Habicht bat zunächst *'mit schônen zuhten'* die Frau Krähe, anderswo ihr Nest aufzuschlagen; das Geschrei mache ihm Kopfschmerzen. Wenn es nicht bald anders werde, ergehe es ihr schlecht. Aber frech erklärte die Krähe, auf ihre Krallen und ihr dorniges Nest trotzend, bleiben zu wollen. Umsonst warnte sie der Sperber; beschimpft mußte er weichen und der Habicht ihm Trost spenden: bald werde er ihn und sich rächen. Aber aus Furcht vor den Klauen der Krähe und ihrem festen Bau verschob der Habicht die Rache, bis die Feindin einmal zwei Tage fern ist *'nâch der spîse'*. Da raubte er die vier jungen Krähen eine nach der andern und verspeiste sie mit seinen drei Kindern. Die wütende Krähe, die Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, wartete die Gelegenheit ab, bis die jungen Habichte allein zu Hause waren. Trotz deren tapferer Gegenwehr hatte sie schon einen fast aus dem Nest gerissen, da kam der alte und überwältigte die Krähe.

Um das hier in 288 Versen Erzählte in den 60 Zeilen seines dreistrophigen Bares unterzubringen, mußte der Verfasser allerlei Kürzungen und Zusammenziehungen vornehmen. In den ersten 6 Zeilen des Liedes ist alles zusammengedrängt, was zur Vorgeschichte gehört und im bîspel mit behaglicher Breite ausgemalt ist. Eine wichtige Änderung hat der Meister im folgenden vorgenommen: der Habicht bittet nicht selbst die Krähe, auszuwandern, sondern schickt seinen Diener, den Sperber, ab. Vorgebildet ist diese Rolle schon im bîspel: hier wird der Sperber, der aus eigenem Antrieb die Krähe warnt, von ihr als bestochener Achselträger gescholten und nimmt Zuflucht zu dem Habicht. Im Lied überbringt er dann seinem Herrn die übermütige Antwort der Krähe. Die Rache des Habichts vollzieht sich zur selben Zeit wie dort (v. 26): *'nach irer speis so flug sich auz die crewe'*; aber alles geschieht nun Schlag auf Schlag: kaum sind die jungen Krähen verspeist, da kommt die alte, und sofort beginnt der Kampf, der der Krähe das Leben kostet. Der Meistersinger

hat also das Warten der Krähe und ihren Überfall auf das Nest ihres Feindes gestrichen. Und wozu all die Kürzungen, durch die die dort etwas breite, aber doch ganz hübsche Erzählung hier zu einer abgerissen, bisweilen fast zusammenhanglos wirkenden verstümmelt ist? Bloß um der öden Moral eine ganze Strophe einräumen zu können. Wie weit für deren sprachvergewaltigenden Bau der Verfasser, wie weit der Aufzeichner verantwortlich ist, läßt sich nicht entscheiden; ihren Inhalt kann man in ein Sprichwort zusammenfassen, das auch der Verfasser v. 44 f.) in wohl verderbter Form braucht: 'Wer mit den Herren Kirschen essen will, muß leiden, daß sie ihm die Stile ins Gesicht werfen'. So kümmerlich diese letzte Strophe ist, so ist sie doch der Vorlage gegenüber selbständiger: hier wird der Habicht als Typus des Edelmanns ohne allen Tadel aufgefaßt, die Krähe bezeichnet '*einen ungeslehten man, der nie deheine tugende begie*'; weil sie sich zu Vornehmen drängte, wo sie nicht hingehörte, erlitt sie Strafe. So zeigt sich uns in diesem Fall an Vorlage und Bearbeitung auch die Aufeinanderfolge ritterlicher und bürgerlicher Dichtung.

In dem Münchner cod. germ. 351, der vor 1474 geschrieben ist und dessen Inhalt Docen in Aretins 'Beyträgen zur Geschichte und Literatur' B. IX, S. 1128 ff. verzeichnet hat[1]), findet sich fol. 206^{v} die 'Beichte der Tiere' wieder, die uns schon bei Heinrich von Mügeln begegnet ist. Auch diese Fassung, deren 2. Strophe Docen S. 1141 f. abdruckt, steht für sich, denn einmal sind zwei Wölfe und ein Esel die beichtenden, andererseits ist auch das Verbrechen des Esels von den sonst angeführten verschieden: er hat beim Säcketragen eine Distel ins Maul genommen, sie dann aber, von ihr gestochen, fallen lassen. Die Deutung der Fabel richtet sich gegen die Pfaffen, die die Laien ausnützen. Dieses Meisterlied ist ein recht geringwertiges Produkt und

1) Vgl. auch Bartsch Kolm. Mstl. S. 123 ff.

hat wohl auch noch durch die Überlieferung in der sehr verwilderten Hs. gelitten s. den Text im Anhang nr. 3.

Die Einzelbesprechung will ich schließen mit einem siebenstrophigen Liede des sonst nicht weiter bekannten Meistersängers Jörg Schiller, der auch von Goedeke (Grdrss.[2] I, 314) vor das Jahr 1474 gesetzt wird. Das Lied steht im Cod. Pal. germ. 109, f. 90^{v}—92^{r} und ist danach von Görres in seinen Meisterliedern vielfach entstellt wiedergegeben worden [1]) (S. 259 ff.); es mag daher im Anhang als nr. 4 erscheinen. Auch sein Inhalt und der frische Ton der eigentlichen Fabelerzählung läßt einen erneuten Abdruck berechtigt erscheinen. Der Dichter wünscht den Bauern, deren Hoffart und Kleiderprunk er in den Strophen 1—3 geißelt, dasselbe Schicksal, das der Esel in der Löwenhaut erlitt.

1) Bolte, Der Bauer im deutschen Liede S. 293, nr. 44.

Zusammenfassung.

Wenn ich nun den Versuch mache, zurückblickend auf das Gebiet, das wir durchschritten haben, die Ergebnisse für die Geschichte der Fabel in der Spruchdichtung zusammenzufassen, so bin ich mir bewußt, daß dies mit großer Vorsicht geschehen muß und in der Erkenntnis, wie wenig Abschließendes gesagt werden kann. Meine Absicht war ja ursprünglich, wie oben angedeutet wurde, die Fabel in der Spruchdichtung bis zum Erscheinen von Steinhöwels 'Aesop' darzustellen. Dieses Werk bedeutet ja einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Fabel, insofern es in den weitesten Kreisen die Kenntnis der äsopischen Fabel — äsopisch in weiterem Sinne des Wortes, wie es ja Steinhöwels Kompilation notwendig macht — vermittelt. Um daran zu erinnern, welchen Nutzen der spätere Meistergesang daraus gezogen hat, genügt der Hinweis auf H. Sachs. Wenn wir nun auf das Fabelmaterial des behandelten Zeitraums zurückschauen, so könnte sich uns leicht das Urteil aufdrängen: es war hohe Zeit, daß der Spruchdichtung durch das Buch Steinhöwels neue Fabelstoffe zugeführt wurden; denn wie gering ist doch die Zahl aller Fabeln, die wir ermitteln konnten, wie gering im besonderen die der wirklich äsopischen! Ganz anders sieht es in der Reimpaardichtung aus, wo neben mehr oder weniger vollständigen Aesopübersetzungen (Boner, Wolfenbüttler, Magdeburger, Mitteldeutscher Aesop) noch zahlreiche einzelne Fabeln stehen, deren Behandlung im Zusammenhang ebenso noch aussteht wie eine systematische Sammlung aller Fabelanspielungen in der Reimpaardichtung überhaupt. Wenn ich

aber von der verhältnismäßig kleinen Zahl der Spruchfabeln rede, so wird man mir sofort entgegnen, daß dieses Urteil ja auf einem ziemlich lückenhaften Material beruhe, daß ich nicht alle Meisterliederhss., die vor c. 1470 entstanden sind, oder alle späteren, die ältere Dichtungen enthalten, durchgesehen habe. Indes ich glaube, hier mit ziemlicher Sicherheit von den mir bekannten Hss. auf die mir unbekannten schließen und die Behauptung wagen zu können, daß auch die vollständige Ausnützung des handschriftlichen Materiales kaum ein anderes Ergebnis zeitigen dürfte. Einen Dichter nehme ich jedoch dabei ausdrücklich aus, dessen Reichtum an 'Beispielen' mir vorläufig ein noch nicht sicher gelöstes Rätsel ist, Michael Beheim. Bei ihm findet man ungefähr 35 Fabeln, deren Quellen im einzelnen noch zu untersuchen sind; Gilles auf die historischen und politischen Gedichte gerichtete Arbeit (Palaestra 96) trifft ja diese Fabellieder nur teilweise und läßt sich auf Quellenuntersuchungen nicht ein. Es sind z. T. recht entlegene Stoffe, die uns da begegnen (s. Z. f. d. Ph. 45, 66 f.), daneben stehen äsopische Motive, und einige muten originell an, wenn auch die Herkunft der einzelnen zur Fabel zusammengefügten Züge unschwer zu erkennen ist. Ob nun bloß die persönliche Hinneigung Beheims zur Fabeldichtung ihn aus der Zahl seiner Vorgänger und Zeitgenossen heraushebt, oder ob vielleicht noch andere, äußere Faktoren mitwirken, das ergibt hoffentlich eine besondere Untersuchung der Beheimschen Fabeln.

Den Überblick über die Fabel in der Spruchdichtung vom 12. Jahrhundert bis zum letzten Viertel des 15. Jahrhunderts wollen wir mit der Betrachtung der behandelten Stoffe beginnen; diese Seite der Fabeldichtung scheint mir für unsere Zeit die wichtigste.

Schlicht volkstümlich sind die Fabelmotive Hergers, der uns u. a. auch den Rest eines alten Tiergesprächs aufbewahrt hat; von antiken Motiven ist noch nichts zu spüren, nur ein gewisser Einfluß der geistlich-satirischen Dichtung

macht sich bemerkbar. Entsprechend ist auch das Milieu der Menschenfabeln Hergers gewählt: sie führen uns Bauern und Gärtner vor, z. T. wohl auch durch biblisch-geistliche Gleichnisse angeregt, wie der Spruch vom undankbaren Acker. Nach Herger dauert es eine geraume Zeit, bis wir wieder Spruchdichtern als Fabulisten begegnen. Inzwischen sind äsopische Stoffe bekannt geworden — soviel können wir feststellen, — aber Genaueres über die Art und den Umfang dieser Kenntnisnahme vermögen wir nicht auszusagen. Walther weist einige Anspielungen auf, auch Spervogel, aber wir wissen nicht, wie weit diese Reminiszenzen auf äsopische Fabeln direkt zurückgehen. Bei seinen Zuhörern kann der Dichter schon eine ziemliche Vertrautheit mit antiken Fabeln voraussetzen, wie eben diese kurzen Andeutungen beweisen. Indes vollständige Fabeln dichtete erst wieder Walthers Schüler, der Bruder Wernher, darin seinen Meister überbietend; das eine Mal stellt er ein zeitgenössisches Ereignis unter Verwertung eines überraschend exotischen Stoffes dar, während er seiner zweiten Fabel ein Predigtmärlein zu Grunde legt. Auch Werners Zeitgenossen Reinmar von Zweter, ebenfalls einen Schüler Walthers, treibt seine lehrhafte Natur zum Fabeldichten; am besten gelingen ihm Stoffe aus dem Leben und aus dem Volksaberglauben, dürftig dagegen ist seine einzige Tierfabel. Auch auf einige wenige äsopische Fabeln spielt Reinmar an, während sich bei der Fabel vom träumenden Fischer an äsopische Fabelstoffe und hellenistische Traummotive anknüpfen ließ.

Einen bedeutenden Schritt vorwärts tut der Marner, dessen Fabeln einen Höhepunkt in der mhd. Fabelspruchdichtung darstellen. Er ist der erste, der äsopische Fabeln nachdichtet; er überspringt gleichsam eine Stufe der Entwicklung in der Geschichte der Fabel. Er schließt sich nicht etwa an irgend eine lateinische Vorlage an, sondern schaltet gleich so frei mit dem übernommenen Gut, daß ganz neue Fabeln herauskommen. Daneben weist Marner noch Be-

ziehungen zum Tierepos auf, und auch ein antiker Mythos dient ihm als Gefäß seiner Lehre. Hinter Marners Stoffreichtum bleibt der Niedersachse Rumezlant zurück; er bevorzugt das Gebiet religiöser Unterweisung und schließt sich an Predigtmotive und fromme Volkserzählungen an. Originell scheinen die Fabeln von dem Blinden und von der vierfachen Kerze als solche zu sein, während man indes aus den Beziehungen beider zu älteren und jüngeren Sentenzen erschließen kann, daß sich der Dichter von mündlichen Volksüberlieferungen hat beeinflussen lassen. Aesopisches fehlt Rumezlant ganz; das kehrt bei Stolle wieder, der ohne nachweisbares Vorbild die Fabel vom Esel in der Löwenhaut, besser mit Anschluß an des Anonymus Distichen die Geschichte von der undankbaren Schlange erzählt. In ganz anderes Gebiet, in das historischer Volkssagen von dem Helden Walther oder vom Kaiser Karl, führt uns die Erzählung vom Unkraut am Galgen.

Konrad von Würzburg läßt seine Neigung zum Belehren zu allerlei Stoffen greifen: er bildet vermutlich dem Anonymus die Fabel vom Fuchs und Affen und vom schmeichelnden Esel wenig geschickt und sehr trocken nach; ein deutsches Märchen liegt, leider ziemlich entstellt, dem Spruch von dem Türsen zu grunde, während der Ursprung der Fabel vom Löwen noch in Dunkel gehüllt ist; nicht ganz klar zu erkennen sind die Beziehungen der Fabel vom Reichen und dem Mörder zur Legende.

Der Kanzler erzählt die äsopische Fabel vom Fuchs und Raben, und spielt auf den Esel in der Löwenhaut und die mit Pfauenfedern sich schmückende Krähe an. Aus einer gleichzeitigen sprichwörtlichen Redensart scheint die als solche wohl originelle Fabel von der Eule und den jungen Falken herausentwickelt zu sein. Eng verwandt ist der letzten Fabel des Kanzlers die eines unbekannten Fahrenden, der unter Ausmalung eines der Wirklichkeit abgelauschten Bildes des Falken und der Dohle Los kontrastiert. Recht unerfreu-

lich wirkt dagegen die nach Aesop gedichtete Fabel vom neidischen Hunde Kelins. Wieder auf volkstümlicher Spruchweisheit fußt Meister Zilies mit seiner Erzählung vom vergoldeten Kupfer; der Meißner dagegen läßt in seiner Parabel von den Jahreskönigen Beziehungen zur erbaulichen Literatur, die ihm vielleicht durch Predigt vermittelt wurde, erkennen. Dem Goldener ist es gelungen, die Avianfabel vom Streite des Nordwinds und der Sonne vollkommen einzudeutschen; Frauenlob seinerseits offenbart in seiner kurzen Anführung der Froschkönigfabel und in der Erzählung von der undankbaren Schlange eine genaue Kenntnis lateinischer Fabeln. Allerlei weitverbreitete Motive läßt Biterolf in dem Fürstenlob anklingen, ohne eins genauer auszuführen.

Der erste und einzige Spruchdichter, der systematisch eine Reihe aesopischer Fabeln im Anschluß an die Distichen des Anonymus verfaßt, ist Heinrich von Mügeln, mit dem wir schon weit in das 14. Jahrhundert vorgedrungen sind. Offenbar hat er die bekanntesten unter den aesopischen Fabeln ausgewählt, denn mehrere seiner Fabeln sind uns schon früher begegnet, wie der Esel in der Löwenhaut, Froschkönig, Schmeichelnder Esel; dazu kommen neu die Erzählung vom Wolf und Lämmlein, vom Fuchs und Kranich, von der Löwenteilung und wohl die entlegenste, die Fabel vom lebensmüden Esel. Aus mittelalterlichen Quellen flossen der Spruch von der Beichte der Tiere und die Fabel vom Fuchs und Hahn; für die noch übrigen fünf Fabeln dagegen konnte nichts, was Quelle oder sonstige Verbreitung des Stoffes anging, ermittelt werden.

Bis hierher war es möglich, wenigstens ungefähr die einzelnen Dichter ihrer Zeitfolge nach aneinander zu reihen und so gleichsam die Geschichte der Fabelstoffe in der Spruchdichtung zu skizzieren. Nach Heinrich von Mügeln jedoch bis zum Ende des besprochenen Zeitraumes fehlt uns fester Boden unter den Füßen, chronologisch vorwärts zu schreiten; wir müssen uns mit einem Nebeneinander begnügen. Und

wenn wir nun einen Blick werfen auf die Fabeln, die in diese 100 Jahre fallen, so dürfte sich uns dabei wohl herausstellen, daß die aesopischen Stoffe nach Heinrich von Mügeln wieder sehr zurücktreten; abgesehen ist natürlich hierbei von den Überarbeitungen älterer deutscher Spruchfabeln, wie sie die Kolmarer hs bietet. Ein paar neue Motive tauchen ja noch auf: die Äffin mit ihren zwei Jungen; die Krähe und ihre Jungen und Fuchs und Hahn, die beiden letzten vermutlich nach einer mittelalterlichen Romulusversion. Ganz am Ende des Zeitraums steht ein alter Bekannter: der Esel in der Löwenhaut, von Jörg Schiller in ein Spottgedicht auf übermütige Bauern eingelegt. Weiterhin treffen wir noch eine Bearbeitung einer Fabel Odos, vom Schwein und vom Esel. Interessant ist die Fabel vom Fuchs und Wolf im Brunnen wegen ihrer offenkundigen Beziehungen zum mhd. 'Reinhart Fuchs'; andere Stoffe aus der mittelalterlichen Tiersage finden wir behandelt in der Fabel vom beichtenden und fastenden Wolf und in der Erzählung von der Beichte der Tiere. Genannt sei noch die Fabel von den drei Müllersöhnen, die in origineller Einkleidung das alte Motiv 'Einigkeit macht stark' behandelt. Daneben aber steht eine große Schar von Fabeln, denen man deutlich anmerkt, daß ihr Verfasser aller literarischen Fabeltradition fern stand und mühsam seine eignen Fabeln zusammenzimmerte; die Tiere werden zu Trägern der Handlung erkoren, die dem zu belehrenden oder zu tadelnden nicht den geringsten Zweifel über seine Eigenschaft lassen. Das möchte vielleicht noch angehen, aber nun werden diese Tiere noch in Situationen vorgeführt, die jedem, der von der aesopischen Fabel herkommt, als läppisch, plump und für die Lehre zurecht gemacht erscheinen müssen.

Eine Art der Fabel wird man bei diesem Überblick vermißt haben: die Pflanzenfabel. Sie fehlt in der Spruchdichtung unseres Zeitraumes vollständig, wenn man nicht gerade Walther 51, 34—36 hierher ziehen will, wie es

Crusius in der Einleitung zu Kleukens 'Fabelbuch' (S. XXVII) tut: „*'du bist kurzer, ich bin langer' alsô strîtents ûf dem anger, bluomen unde klê*". Formell ist es natürlich keine Fabel; die Zeilen stammen aus einem Frühlingsgedicht und dienen zur Schilderung der Lebensfreude in der Natur. Indes das zu Grunde liegende Wettstreitmotiv gestattet uns, die Verse mit der Pflanzenfabel in Beziehung zu bringen: „die meisten Pflanzenfabeln laufen auf einen Rangstreit hinaus, in dem die eine Pflanze die andere an Größe, Schönheit, Farbe, Duft und Nützlichkeit zu überragen sucht" (Wünsche S. II). Auch hier zeigt sich wieder, wie sehr die Spruchfabeldichtung sich stofflich unterscheidet von der Reimpaarbîspeldichtung, deren Pflanzenfabeln Wünsche S. 40 ff. zusammengestellt hat.

Überhaupt, was die Zusammenhänge zwischen Reimpaar- und Spruchfabel angeht, so kann man nicht umhin, sie äußerst spärlich zu finden. Singulär ist es, daß zweimal Sprüche Hergers (MF 27, 20 und 27, 34—28, 6) zu Reimpaarbeispielen umgearbeitet werden; gewöhnlich ist die Reimpaardichtung die frühere und dient dem Spruch als Quelle; so bei Konrads Fabel von dem Türsen und bei der anonymen Fabel von der Krähe und dem Habicht. In gewissem Sinne gehört auch die Benutzung des 'Reinhart Fuchs' in dem Meisterlied der Kolmarer hs hierher (Wolf und Fuchs im Brunnen).

Das Formelle kann sehr kurz abgetan werden; Neues war hier kaum zu erwarten. Eine gewisse Entwicklung läßt sich insofern feststellen, als die Fabeldichtung von dem einstrophigen Spruch, der Fabelerzählung und Lehre umschließt, übergeht zu zwei- und mehrstrophigen Baren. Aber so ganz ohne Brechung verläuft diese Entwicklungslinie nicht. Wir sahen, daß auf des Meißners zweistrophige Parabel Heinrich von Mügeln folgte mit fast lauter einstrophigen Sprüchen. Eine vermittelnde Stellung nehmen übrigens auch spätere Dichter wieder ein, die gleichsam beides, Einstrophigkeit und Dichten von mehrstrophigen Baren, vereinigen, indem sie z. B.

drei selbständige, von einander unabhängige Sprüche zusammenfügen zu einem Lied.

Wie sich die einzelnen Dichter zur Moral stellen, ob sie eine solche selbst aussprechen oder nicht, wie viel Raum sie ihr einräumen, braucht hier nicht erörtert zu werden; bei der Einzelbesprechung ist darauf Rücksicht genommen worden. Im allgemeinen kann man sagen, haben die Fabulisten nicht darauf verzichtet; leider, denn Rousseaus Wort im 'Emile' behält doch seine Richtigkeit: „*Rien n'est si vain, si mal entendu, que la morale par laquelle on termine la plupart des fables; comme si cette morale n'était pas ou ne devait pas être étendue dans la fable même, de maniere à la rendre sensible au lecteur*". Und worauf läuft in den meisten Fällen die Lehre hinaus, was will der Dichter mit seiner Fabel? Doch meist nur zeigen, wie es ihm so schlecht geht, ihm, der doch viel besser ist als Mensch und Künstler als sein glücklicherer Rivale. Bei Herger klingen sogleich diese Motive an, wenngleich noch andere allgemeinere Lehren wie die Unveränderlichkeit der Naturanlage gepredigt werden. Je weiter wir dann in der Spruchfabeldichtung vorwärts schreiten, um so deutlicher und unverhüllter machen sich diese Gedanken bemerkbar. Schließlich ist ja die Fabel nicht oder kaum mehr ein Gefäß der Lehre, sondern ein Kampfmittel, eine Waffe, den Rivalen zu strafen. Das '*bîspel*' ist zum '*strâfliet*' geworden. Nur selten finden sich Sprüche, die nicht die Existenzverbesserung ihres Verfassers bezwecken, sondern wirklich an die Allgemeinheit sich wenden, um diese zu belehren, am ehesten über religiöse Fragen; so Werner und Rumezlant. Ganz selten werden in den Fabeln politische Zustände behandelt, ein Gebiet, dessen sich doch sonst in erster Linie die Spruchdichtung annahm; es ist doch recht auffällig, daß die Spruchdichter nicht mehr die Gelegenheit benutzten, in Tierfabeln etwa Ereignisse aus der Zeitgeschichte darzustellen, politische Gegner ihres Herren zu verhöhnen. Nur 2 Dichter hatten die Kraft, sich über die Armseligkeit

und Kleinlichkeit des alltäglichen Lebens zu erheben und ihren Blick auf wichtige zeitgeschichtliche Ereignisse zu lenken: Bruder Wernher und Marner.

Auf das Geographische der Fabeldichtung d. h. auf die Heimat der Dichter einzugehen und daraus Schlüsse zu ziehen auf die Stellung der einzelnen Stämme und Landschaften zur Fabel unterlasse ich absichtlich. Für die Spruchdichter bis zu Heinrich von Mügeln hat schon Roethe nach Burdachs Vorgang die Arbeit getan (Reinm. S. 241 ff.); ich könnte nur seine Resultate wiederholen. Für die spätere Zeit aber wird man von meiner Untersuchung dieses kaum fordern; dazu ist erst einmal eine genaue Erforschung der Entstehung und Zusammensetzung der einzelnen hss notwendig. Schließlich haben dergleichen Hypothesen bei der Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit unserer Überlieferung auch etwas Bedenkliches, das sich auch Roethe (S. 240 f.) nicht verhehlt.

Anhang.[1]

Nr. 1. Der beichtende und fastende Wolf.

(Kolm. hs = c g m 4997 f. 605 v a).

I.

Ejn wolff der ging zu bicht alz ich vernommen han
jn dyser bolet[2] der schrift lyset ma sunder wan[3]
ob er sich siner sunde macht beclagen
Der mynen sund der ist so vil an endes zil
schaff vnde kelber han ich gessen also vil
vil mange gans herwust ich by dem cragen[4]
Ach lieber herr sin ist noch mer
ob ich allhie genade mocht enpfinden
der priester sprach volg myner ler
von dinen sunden wil ich dich enbinden
vnd wilt du es nu nymme tun
alz ich dich wil mit worten vnderwysen
al mit dem fyh halt fryd vnd sun
vnd by dem wasser nymm du dine spyse

1) Der Abdruck der Texte ist buchstäblich, doch sind offenkundige Fehler berichtigt unter Angabe der hsrl. Lesart unter dem Text. Was aus dem überlieferten Texte zu streichen ist, ist in [ ], was zu ergänzen ist, ist in ⟨ ⟩ eingeschlossen. Abbreviaturen sind aufgelöst. Die Verse sind abgesetzt, die verschiedenen Bezeichnungen der Anfänge der Stollen und Abgesänge durch große Buchstaben ersetzt.

2) 'dyser bolet' wohl entstellt aus 'Ysopet'.

3) hs. 'vo'.

4) hs. 'cragege'.

der wolff der sprach jch swer ein eyt
die buß wil ich vollenden
daz vih da (!) sol mit frieden sin on alle pin
vnd wo ich vff der heide lauff
jch wil mich von ym wenden.

II.

Ein ander wolff der kam zu ym gegangen do
jch weisz iiij kelber in eim stal der bin ich fro
wol vff mit mir wir wollen gut gewynnen
Der wolff der sprach daz müst mir ymmer wesen leyt
wan[1]) mit dem vih han ich gesworen einen eit
solicher [b] sachen wil ich nit begynnen
Der wolff vnd der schiet wyder hin
wie lestu dich ein priester so betriegen
al nach den kelbern stunt sin sin[2])
damit er sine spyse wolt herkriegen
der wolff ging hin vff eine bach
do in dez hungers not begunde zwingen
da er ein esel trincken sach
al in daz wasser gund er zu ym springen
min lieber visch vind ich dich hie
jch kan din nit genennen
jch bin kein visch der esel sprach hab din gemach
der wolff der sprach entüsch mich ⟨nicht⟩[3])
ler mich icht husen kennen.

III.

Einfort[4]) alz in bezwange me dez hungers not
ein feiszte su vant er dort ligen in dem quat
daz wazzer daz stunt tieff in einer lachen

1) Auf 'wan' folgt in der hs. ein durchstrichenes 'ich'.
2) Fehlt in der hs.
3) Ergänzt.
4) Lies 'Hinfort'.

Der wolff der sprach myn lieber krebs vind ich dich hie
sich eynen eit han ich gesworen mit dem fyh
visch vnde krebs der musz ich mich besachen
Wie schier er ir[1]) do daz leben nam
die su wart von dem wolfe da verzeret
er wyder zu dem priester kam
ach lieber herr ich tun daz ir mich leret
der priester sprach du bist ein schalk
du hast dem muller sinen esel gessen
ein rab der flick dir dinen balk
syt du ⟨dich⟩[2]) solicher (!) krebes hast vermessen
hab dir din sund du tust nit güt
syt dir solich [606ra] krebs smecken
die stet reuber tunt glich dem eben jn yrem leben
die grosze[3]) sunde hant getan
vnd cleyne schand bedecken.

Nr. 2. Krähe und Habicht.

(Cod. Pal. germ. 392 f. 47v).

maister poppen hofton

I.

Ain habich het sein iung in ainem wald erzogn
da kam ain cre zů im auf ainem baum geflogen
sy macht ain nest gar hoch auf ainem aste
Darin so zoch sy auf der iungen tiren drey
hin gen dem tag si[4]) hetten ain gros geschrey
der habich hett sich vor in niendert raste
Der habich sprach dem sperber zů
das er der crawen but das⟨s⟩ jm tet weichen
vor ir so het er doch nit rů
vnd das sy flug auch hin zů irem gleichen

1) 'ir' ist übergeschrieben zwischen 'er' und 'do'; 'do' ist zu streichen.
2) 'dich' ist ergänzt; in der hs steht ein durchgestrichenes 'd'.
3) In der hs. 'gsze' mit o über dem s.
4) hs. 'so'.

der sperber sprach zer crawen schier
vnd hast du dir ain nöst hie auserkorn
mein herr hat niendert rů vor dier
auf dich so wirt er senden [1]) seinen zorn
sy sprach was geb ich vmb dein traw
kem auch dein herr gefloge⟨n⟩
die kre die taucht sich also frey
nun merckt hie bey
ir vbermůt sy darzů zwang
darab ward sy betrogen.

II.

Der sperber da dem habich tet die botschaft kant
die crew ist vbig das sag ich euch hie ze hant
sy geit nit [2]) vmb mein red vnd vmb eur trawe
Der habich sprach ich wil die crewe mache zem
wen ich die iren iungen aus dem neste nem
nach irer speis so flug sich aus die crewe
Der habich kam zům nest geflogen
die iren iungen nam er in sein clawe
er het sy schier heraus gezogen
die seine junge speist er mit aldawe
da kam geflogen dar die cro
wan sy het auser masen grosen zorn
vnd sy die iren jungen do
furwar auch also schier nun het verlorn
der habich sich auf ⟨d⟩ crawen schw | 48[r] wang
sties sy zer erden nider
die cre von jm geteilet [3]) wart
in schneller fart
ir vbermůt wart da erstört
ertrent als ir gefider

1) In der hs. doppelt.
2) In der hs. doppelt.
3) hs. 'geteitet'.

III.

Her weiser man wilt du mit eren kumen hin
nit volg der crewen sy hett ain[en] tume sin
das beyspil machst du haben wol in hütte
Wer mit den herren[1] ie die kerschen esen wil
der mag wol vnder augen leiden werfen stil
das beyspil mag dir kumen wol ze gûtte
Hett die crew nit zum habich gnist
die iren iungen hett sy wol erzogen
vnd auch ir lebe lang gefrist
ir vbermût der hat sy ser betrogen
der herre schweige denckend lang
ain weiser man der sol sich darnach richten
wil er von in nit leiden zwang
mit in sol er sich liebliche verschlichten
das ist mein rat den ich hie gib
so gar in ganczen trewe
die herren las du herren sein
vn hiet[2] auch dein
das send mein ler die ich hie gib
so gar aus rechten trewe

Nr. 3. Die Beichte der Tiere.

(Cmg 351, fol. 206[v])
in dem acspis don.[3])

I.

Ich spür ein peyspel wunderleich
dz lait an einen tire
ein weiser riet es schire
ein esel ist genant
zwen wolf die wurden im bekant

1) hs. 'der herre'.
2) hs. 'hie'.
3) S. HMS II, 325 a, 67 f.

auf eim gefilde dz geschach
Die wol⟨f⟩ die wurden freuden reich
sie sprachen vnsen[1]) gire
gut esel nit[2]) zu dire
seint dich got hut[3]) gesant
hernider zu vns auf dz lant
du wencz vns lait vnd⟨e⟩ ⟨vnge⟩mach[4])
Der esel der bedacht sein macht
er wer ein tail zu krank
wen ich wil singen ewern sank
wenn alzeit geren mite[5])
nach ewerm wulfischen site⟨n⟩
die weil die wz im lank[6])
die wolf des hungers not betwank
ir eine⟨r⟩ zu dem andern sprach

II.

Wir wellen peichtig werden hie
wer grose sunt hat gang⟨en⟩[7])
den ess wir fur plangen[8])
seint ich ee reden sol
mir wer mit kurczweile[9]) wol
der esel sprach so hang ich an
Der wolf der sprach mein sunde die
gunden mich sere angen
ich sach die lemer prangen

1) Lies 'unser'.
2) Lies 'stét'.
3) Lies 'hat'.
4) hs. vnde mach.
5) Vielleicht vnd alzeit getun mite u. s. w.
6) hs. lait.
7) 'gangen' aus 'begangen'.
8) Lies 'belangen'.
9) Lies kurzer weile.

[207 r] weiß schwarz recht als ein kol
secht der as ich mich [sol] vol
kein groser sunt hab ich getan
Der ander wolf der sprach vnd ach
solt ich sie legen ploss
die meinen sunt sind also gross
merkt wie euch die gefalle
xij genss[1]) in einen stalle
dar auf legt[2]) ich mein los
der einlften ich so wol genos
die xij. mir lesterleich entran

III.

Der esel sprach ich tu euch kant
mein sunt mich sere eken
ich trug an schweren seken
vor hunger ward ich lam
ein distel in den munt ich nam[3])
sie stach mich dz ichs valen lie[4])
Der wolf der sprach es gilt ein pfant
gros sunt wir an dir schmeken[5])
du must dein leben streken[5])
gros sunt hast du getan
dein sunt ist aller sunden fan
kein grosser sund gehort ich nie
Der esel vns beteut die leut
dar zu der leijen kint
die wolf doch neur die pfaffen sint
dz sag ich sicherleiche
wir machen sie zu reiche

1) hs. gess.
2) hs. leg.
3) hs. man.
4) hs. lis.
5) Die hs. scheint 'schmeben' und 'streben' zu haben.

sie sint an glauben plint
wen man sein vil an in enpfint
sie niesn vns tot vnd lebendig hie.

Nr. 4. Jörg Schiller 'Von der Bauern Uebermut'.

(Cod. Pal. germ. 109 f. 90^{v})

(90^{v}). In des jörg schilchers mayen weyss[1]).

I.

(91^{r}). Wa jch yetz in der welt vmb far
so nim jch aller mayste war
der hoffart von den pauren
Gar wundeliche claider schnitz
vnd an den schüchen lange spitz
tragendt die selben laüren
Sy gandt in gstreyfften röckenn her
als sam sy edel seyen
es tunckt sich maniger vil mer
dann graffen oder freyen
gar lang tögen zwischen jr pain sy henckend
nach hoffweyss sy sich lenckendt
in seind die schüch gar eng
darin hannd sy ain treng

II.

Yetlicher pawr hat allerlay
ain dutzet nöstel oder zway
an seinen armen hangen
Auch ain spinettinn hemmand weyss
das im sein leib darauss geleyss
darinn kan er woll brannge⟨n⟩
Sein har müss im gebogen[2]) sein
nach adelichen sytten

1) 'Vielmehr die Hofweise' Bartsch.
2) Vor 'geboge' steht ein durchstrichenes 'gebose'.

darauff sötzt er ain käpplin fein
ist adelich erschnitten
jr klaid müss vnden ob dem knü erwynden [1])
sy tragent seydin pinden [1])
gestricket vmb den hüt
das schafft jr vbermüt.

III.

Ain yetlich[er] paür wyll tragen an
yetz klayder als ain edel man,
die hoffweyss hand sy glertte
Es stond woll in der cristenhayt
weyl pauren trügen zwylchin claid
nu hat es sich verkerte
Sy seind geadlet nach dem stadel
vnd pflegen gütter wytzen
sy wend sych brechen nach dem adel
vnnd hoche ross besytzen
die paüre hand yetz aigen | 91[v] land vnd leytte
das wil ich euch bedeytte [2])
ain blaug der cristenhayt
sölliche vppigkaytt.

IV.

Den pauren möcht geschechen auch
als ain mall aim esell geschach
der lieff von seiner mille
Kain⟨en⟩ sack wolt er nimer trag⟨n⟩
er dacht solt man mich als offt schlagn
mir wurd meyn leib geschwille

1) Die hs. hat nur 'erwȳd' und 'pind' mit einem Schnörkel am letzten Buchstaben.

2) So über dem ursprünglichen Wortlaut des Verses, der durchgestrichen ist, übergeschrieben. Das Durchgestrichene lautet: 'jch das es bedeytte'.

In ainen grienen wald er randt.
da haim lies er im rieffenn,
ain leo balg er ligen fandt
dareyn kundt er bald schlieffen
er strich den gar höfflich an seine glider
er dacht jch komm nit wider
zü kainemm miller mer
mir seind die söck zü schwer.

V.

Der esel taucht sich frumm vnd bider
er sprang vor freden auff vnd nider
vnd achtet clain der söcke
Er kamm ain mall wider gerant
da er die andren esel fant
die wolt er all erschröcke
Er tet als wolt er sy erzern
da fluchens in jr haüse
der miller kam vnd wolt im wern
da ward im gar ser graüse
er sach den esel gar in grossem zoren
da daücht in bey den oren
wie es sein esel wär
er zückt ain stang so schwer.

VI.

Er schlüg denn esel in die Haut
da schray der esel vberlaut
waffen mir ymmer waffen
Der miller sprach du faiges thier
warummb pistu also von mier
als haimelich gelaüffen
Der miller sprach du faiger schalck
ich kenn dich bey den oren
er zoch im ab des leo balck

so gar yn grossemm zoren
vnd ward den esel wider haim hin jagen
die söck müst er mer tragen
auch fyrbass ein und auss
er jacht in in das hawss.

VII.

Die paüre[1]) gleich ich dem esel auch,
die sich dem adel prechent nach
vnd nit darzü seind porenn
Jr gnossen seind von jn verschmächt
man kan jn thonn gar selten recht
doch kent mans bey den oren
das sy nit recht geadlet send
doch hand sy sych bedecket
mit hoffart das man sy woll kendt
da mit man sy erschröcket
gross vbermütt hat die pauren betrogen
wann in der ab wirt zogenn
so ist jr adl ler
also sang jörg schilher.

1) Lies 'paurn'.

Lebenslauf.

Ich, Heinrich Paul Sparmberg, ev.-luth. Bekenntnisses, reußischer und preußischer Staatsangehörigkeit, bin geboren am 27. August 1887 zu Gera-Reuß j. Linie als Sohn des Rentners Heinrich Sparmberg († 1. 3. 16) und seiner Ehefrau Elise geb. Lubold († 24. 2. 07). Ich besuchte von Ostern 1894 bis Ostern 1897 die Vorschule des Gymnasiums Rutheneum zu Gera-R., dann dieses selbst von Ostern 1897 bis zum 16. März 1906, wo ich die Anstalt mit dem Zeugnis der Reife verließ, um mich dem Studium der deutschen und klassischen Philologie zu widmen. Ich ließ mich in Leipzig für das Sommersemester 1906 als Student der Philosophischen Fakultät einschreiben, gleichzeitig trat ich am 1. April beim Inf.-Regt. 107 in Leipzig ein, meiner Dienstpflicht zu genügen. Ein im Dienst erlittener Unfall führte meine Entlassung aus dem Dienste herbei am 4. Juli. Das Wintersemester verbrachte ich in Leipzig, im wesentlichen germanistischen und philosophischen Studien obliegend; das Sommersemester 1907 verlebte ich in Freiburg i. Br., hauptsächlich mit Germanistik, Philosophie und Geschichte beschäftigt. Im Herbst 1907 begab ich mich auf 2 Semester nach Berlin; hier traten vor allem altphilologische Vorlesungen zu den germanistischen hinzu. Im Herbst 1908 wandte ich mich nach Marburg, um hier meine Studien abzuschließen; am 24. und 25. November 1911 bestand ich die Prüfung für das höhere Lehramt. Während meiner Studienjahre habe ich bei folgenden Lehrern gehört: bei den Herren von Bahder, Hirt, Holz, Köster, Lipps, Sievers in Leipzig, bei den Herren Baumgarten (†), Götze, Kluge, Meinecke, Rickert, Wahl, Wörner in Freiburg, bei den Herren Diels, Helm, Herrmann, Norden, Riehl, Roethe, Erich Schmidt (†), Vahlen (†), von Wilamowitz-Moellendorff in Berlin. In Marburg waren meine Lehrer die Herren Birt, Brackmann, Elster, Heitmüller, Jülicher, Kalbfleisch, Klebs, Maaß, Natorp, Rade, Schücking, Schwarz, Suchier, Thiele (†), Thumb (†), Vogt, Wrede.

Während der Vorbereitungszeit für den Schuldienst war ich tätig am Städtischen Gymnasium zu Torgau (vertretungsweise), am Kgl. Domgymnasium zu Merseburg (Seminarjahr Ostern 1912—1913), am Kgl. Luthergymnasium zu Eisleben (Probejahr Ostern 1913—1914), im August-September 1913 auch vertretungsweise am Kgl. Gymnasium zu Burg bei

Magdeburg. Nach erlangter Anstellungsfähigkeit wurde ich als wissenschaftlicher Hilfslehrer am König-Wilhelmsgymnasium zu Magdeburg verwendet, bis der Ausbruch des Krieges und meine Aushebung meine Beurlaubung aus dem Schuldienst nötig machten.

Am 29. Juli 1914 unterzog ich mich der mündlichen Prüfung zur Erlangung des Doktortitels auf Grund der vorliegenden Arbeit: Zur Geschichte der Fabel in der mittelhochdeutschen Spruchdichtung.

Im Dezember 1914 trat ich beim Ersatzbataillon des Fußartl.-Rgt. 18 ein und kam im April 1915 mit einer Fußartilleriebatterie ins Feld; ich nahm teil an den Stellungskämpfen vor Verdun, dann an der Schlacht bei Verdun, von Juli 1916 ab an den Stellungskämpfen im Oberelsaß. Am 28. Juli 1916 wurde ich zum Leutnant der Reserve befördert und im Januar 1917 zu einem andern Regiment als Bataillonsadjutant versetzt. Seitdem habe ich an den Rückzugsgefechten nördlich Soissons und an der Doppelschlacht Aisne-Champagne teilgenommen. Ich bin im Besitz des E. K. 1. u. 2. Klasse sowie der reußischen Verdienstmedaille und des Ehrenkreuzes 3. Klasse mit Schwertern.

Wissenschaftlich habe ich mich als Excerptor und Sammler für das Grimmsche und das Thüringische Dialekt-Wörterbuch betätigt und im Auftrag der Deutschen Kommission der Berliner Akademie mich an der Inventarisierung der mittelalterlichen Handschriften beteiligt. Im Druck ist, abgesehen von Kleinigkeiten literarhistorischen und volkskundlichen Inhalts, ein Aufsatz über „die mundartlichen Szenen in den Dramen des Joh. Bertesius“ in der Zeitschrift für deutsche Philologie B. 44, 393—430 (1912) erschienen.

Seit ich den vorstehenden Lebenslauf im Juli 1917 abschloß, sind nun schon wieder 10 Monate verflossen. Der Druck meiner Arbeit zog sich immer mehr hinaus, so daß ich manchmal schon daran zweifelte, ob ich sie jemals gedruckt sehen würde. Mir war es im Felde natürlich unmöglich, während der Kämpfe am Chemin des Dames (Sommer und Herbst 1917), dann während der Stellungskämpfe im Artois und zuletzt mitten in der „großen Schlacht“ in Frankreich mich mit Korrekturenlesen und der Überwachung des Druckes zu beschäftigen. Dieser mühevollen und undankbaren Aufgabe unterzog sich für mich, obwohl durch eigene wissenschaftliche Arbeiten und den Schuldienst stark in Anspruch genommen, mein lieber alter Freund Dr. phil. W. Kroh in Marburg. Möge es mir vergönnt sein, in Friedenszeiten ihm meine Schuld abzutragen.

Im Felde, den 12. Mai 1918. Sp.